



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

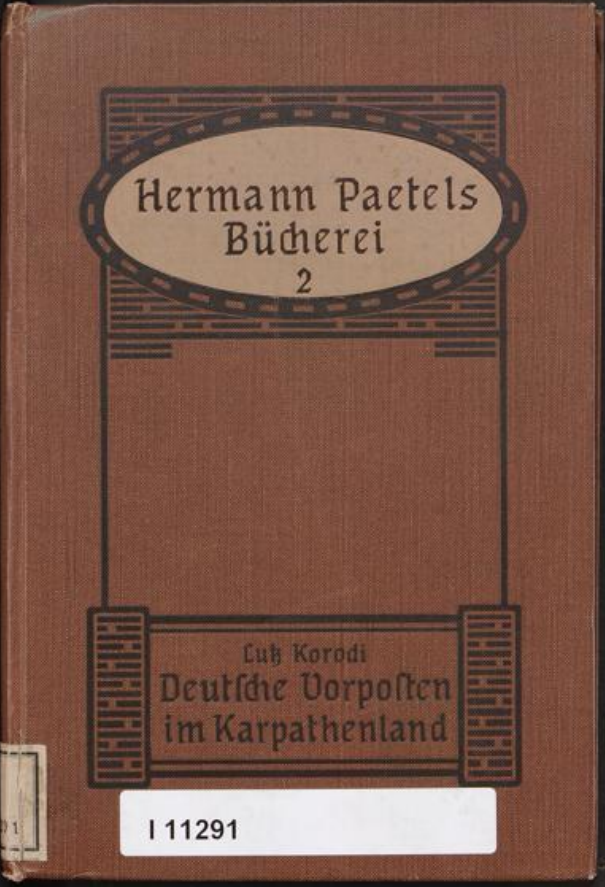
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

### **Deutsche Vorposten im Karpathenland**

**Korodi, Lutz**

**Berlin, 1908**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-10767**



Hermann Paetels  
Bücherei  
2

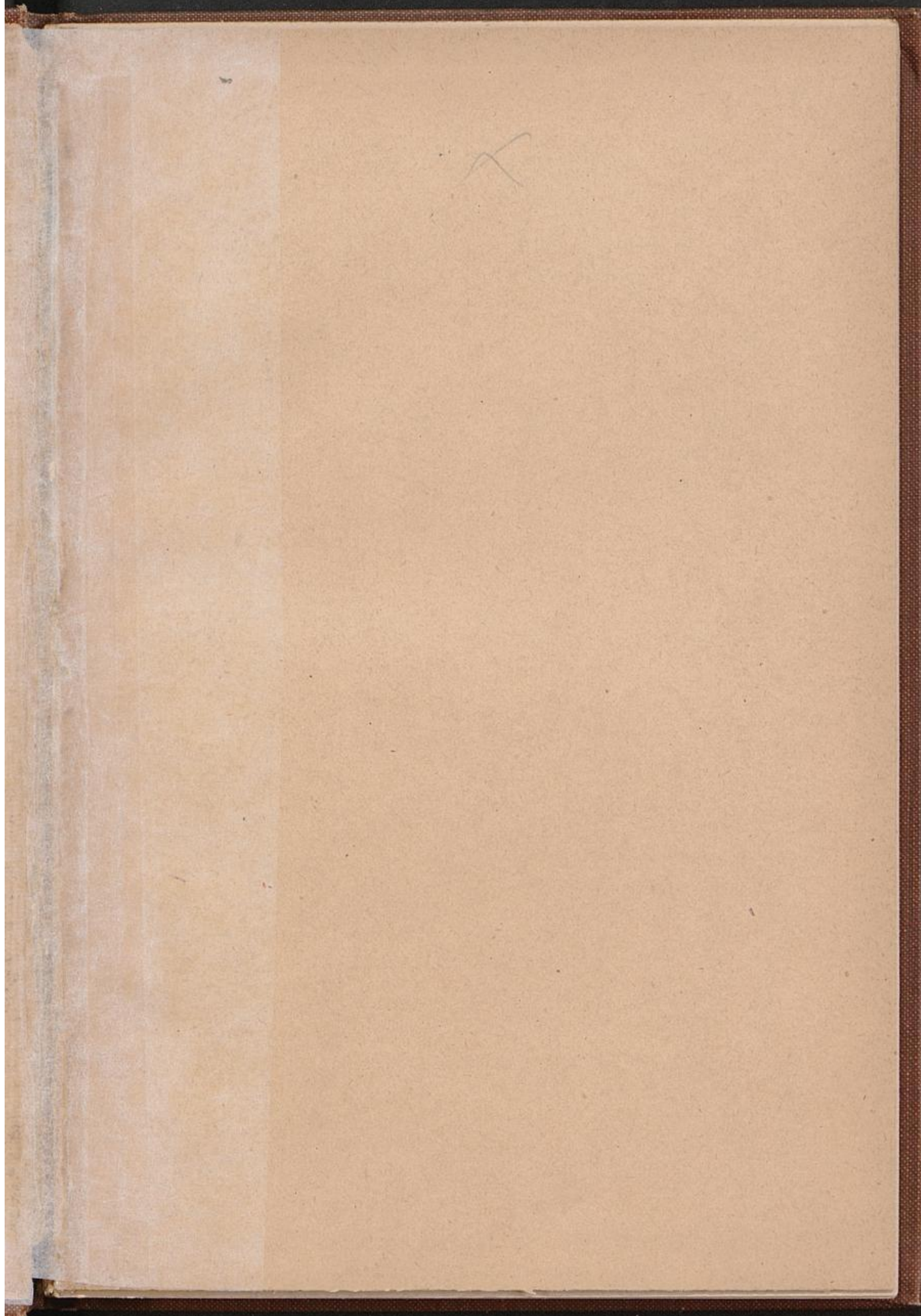
Luz Korodi  
Deutsche Vorposten  
im Karpathenland

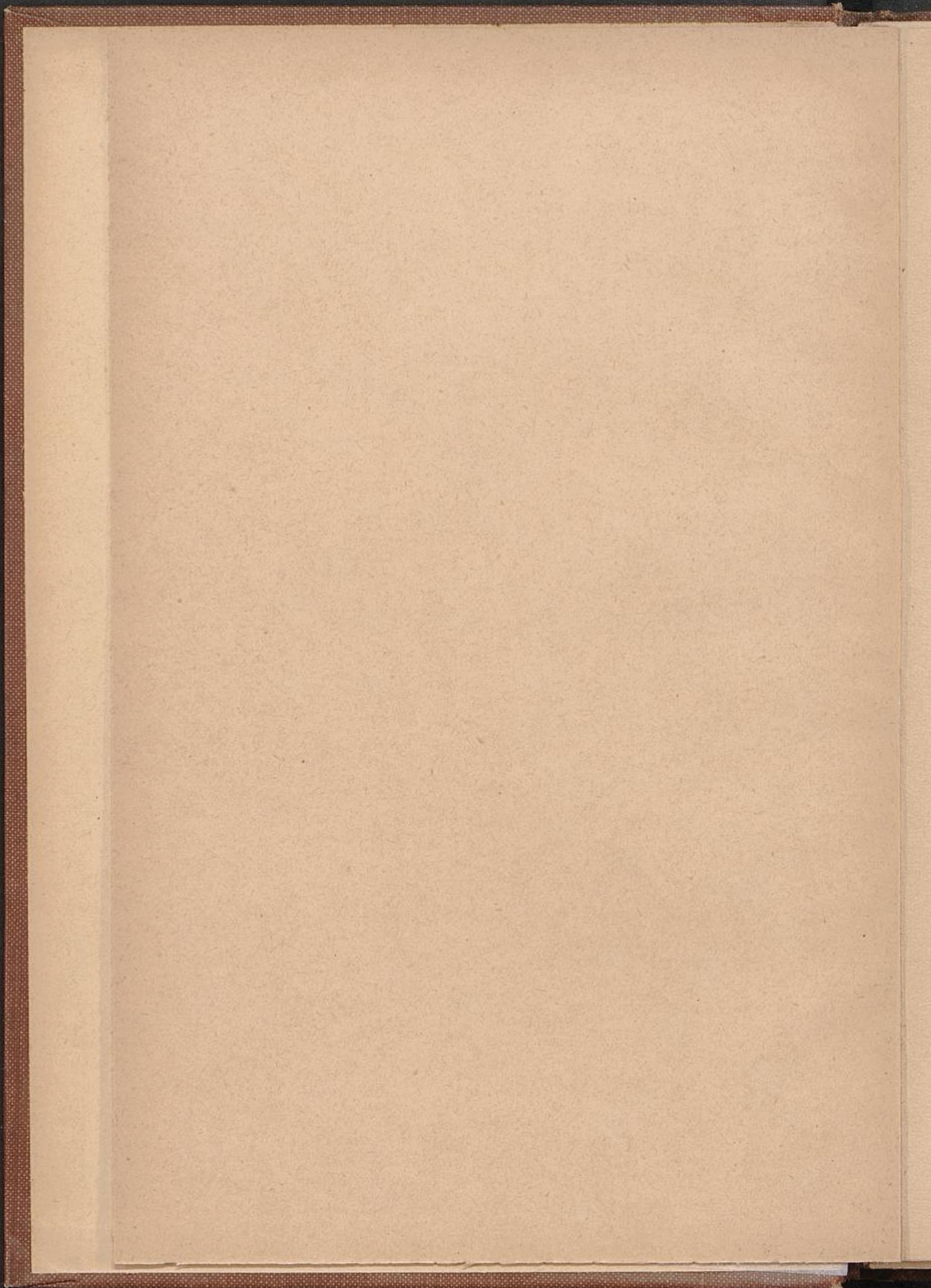
I 11291

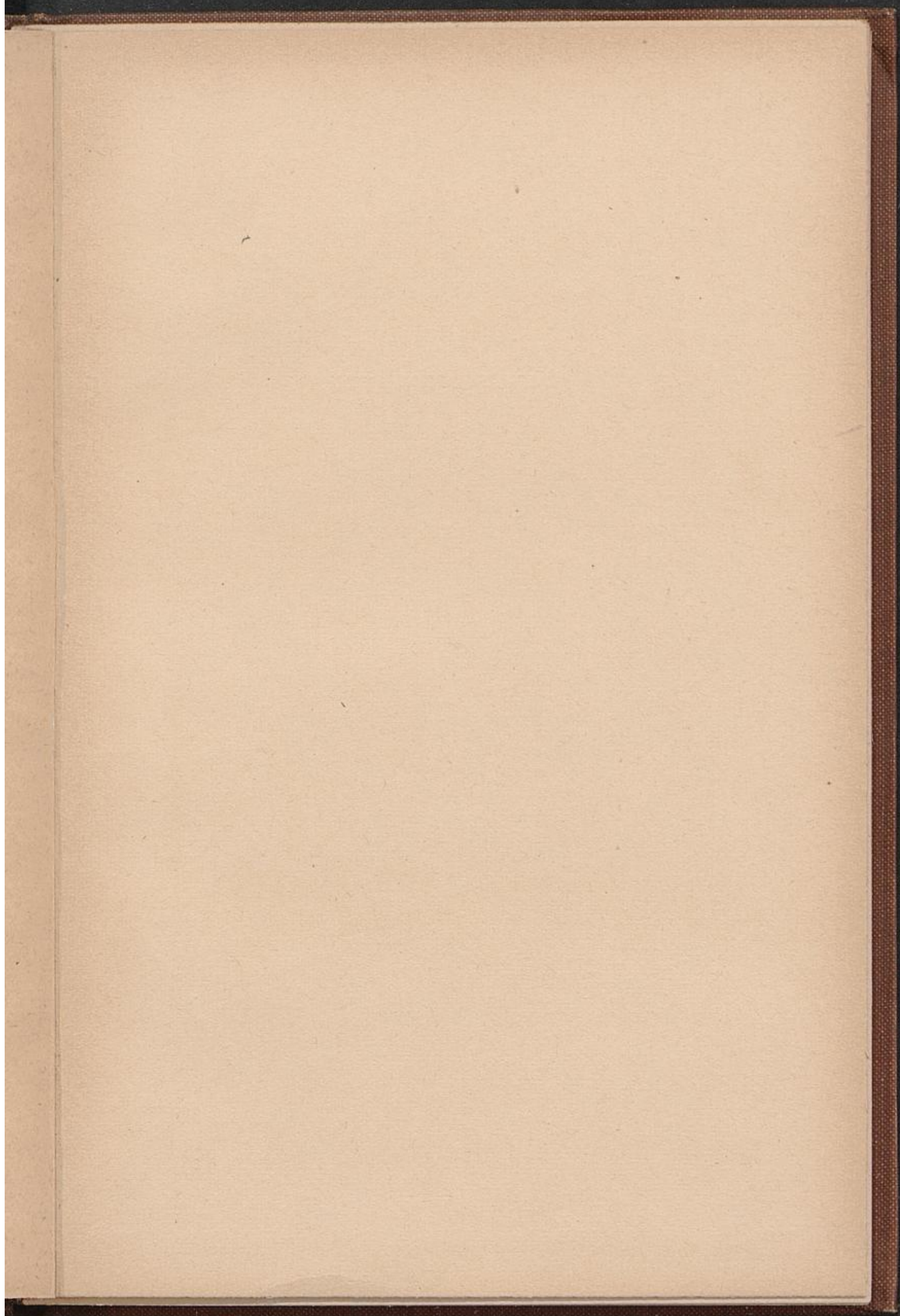
I 11291

EIGENTUM  
DES  
INSTITUTS  
FÜR  
WELTWIRTSCHAFT  
KIEL  
BIBLIOTHEK  
I 11291

I 11291







# Hermann Paetels Bücherei

herausgegeben von

Hans Vollmer

in Hamburg



Band 2



# Hermann Paetels Bücherei

herausgegeben von

**Hans Vollmer.**

Schon wieder eine neue Sammlung gemeinverständlicher Einzeldarstellungen?! Nun, die Idee dieser Bücherei ist älter als manche der jetzt schon blühenden Unternehmungen. Und sie wird neben den bestehenden Sammlungen ihre Eigenart haben. Nicht ein buntes Allerlei wird sie bringen: sie hat sich die besondere, wenn auch nicht ausschliessliche Pflege einer allgemeineren, verständnisvollen **Würdigung unserer Kolonien und des Deutschtums im Ausland überhaupt** durch eine Reihe möglichst objektiv schildernder Darstellungen zur Aufgabe gesetzt.

Möchte die Gedenkzeit an jene gewaltige Erstarkung des nationalen Sinnes vor hundert Jahren sich unsern Bestrebungen günstig zeigen! Eine Steigerung des deutschen Selbstbewusstseins, „eine grössere Gleichgültigkeit gegenüber dem, was das Ausland sagt, sei es Lob, sei es Tadel“, verlangte vor einiger Zeit der Reichskanzler im Herrenhaus, ganz im Sinne seines unsterblichen Vorgängers. Dieses Selbstbewusstsein sollte uns nicht nur aus der Betrachtung unserer Geschichte erwachen, sondern auch aus einer aufmerksamen Umschau im Ausland, aus der Schätzung dessen, was deutscher Geist und deutsche Kraft dort geleistet und errungen haben.

Freilich

Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,  
der vorwärts sieht, wieviel noch übrigbleibt.

Aber auch hier ist nur aus einer allgemeineren Kenntnis  
des Vorhandenen, der gegebenen Verhältnisse ein Fortschritt  
zu erhoffen.

Wir meinen, die Sache müsse für sich selbst sprechen,  
und verzichten darum auf ein prunkendes Mitarbeiter-  
verzeichnis.

Als erster Band erschien Dr. **W. Vallentin**, Kapitän,  
„Das Deutschtum in Südamerika“. In den nächsten  
Bändchen werden Lic. Dr. **Paul Rohrbach** über ‚deutsche  
Arbeit im Orient‘ und Bezirksamtmann **Geo H. Schmidt**  
über ‚Togo‘ zu Worte kommen.

Der Herausgeber:  
**Hans Vollmer**  
Hamburg.

Der Verlag:  
**Hermann Paetel**  
Berlin.

Im Oktober 1908.

Mitteilungen und Anfragen sind zu richten an den Herausgeber,  
Lic. **Hans Vollmer**, Gymnasialoberlehrer in **Hamburg**, Klosterallee 23.

# Deutsche Vorposten im Karpathenland

von

Lutz Korodi



Sermann Paetel  
Berlin 1908

I 11 291

Alle Rechte vorbehalten

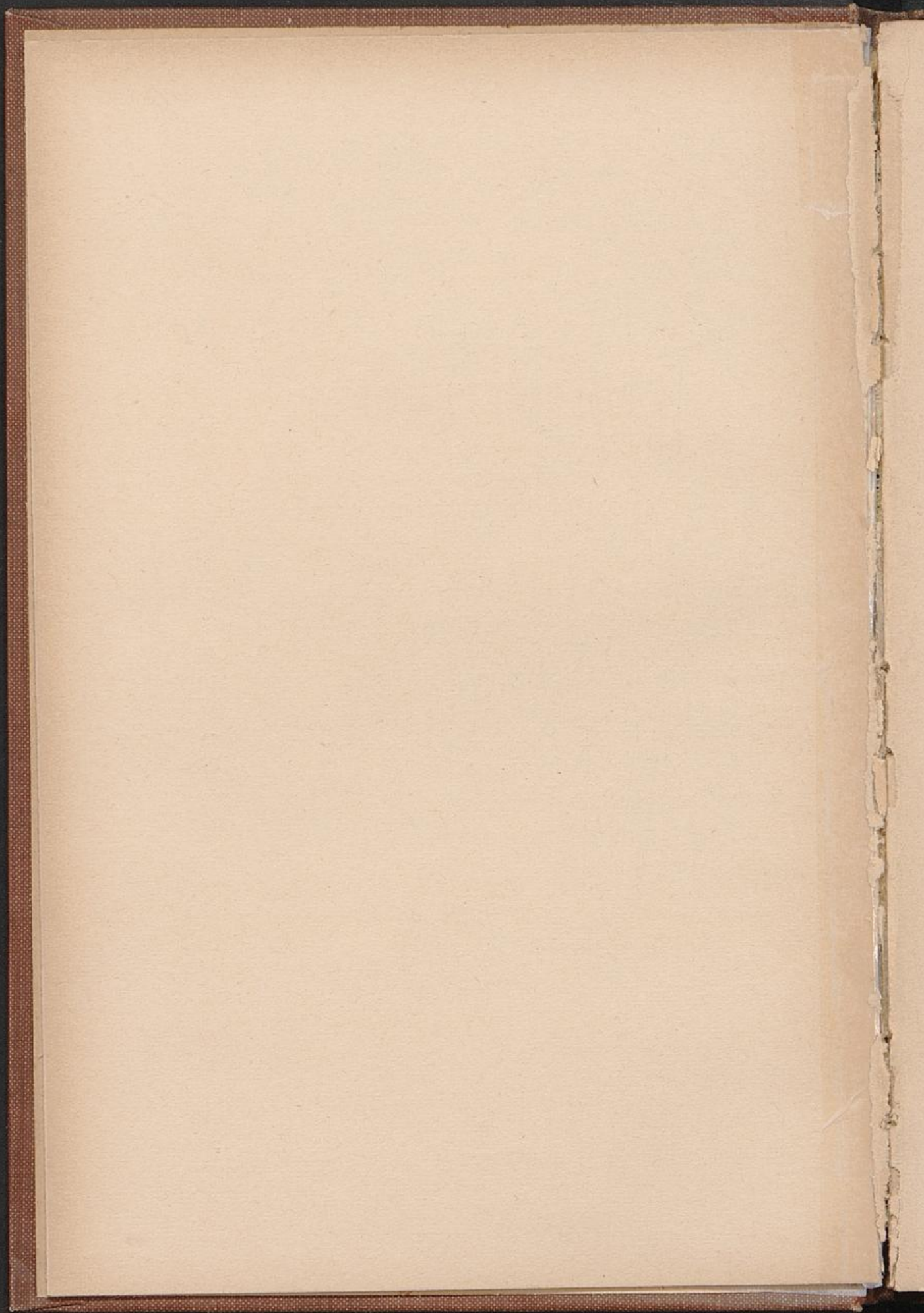


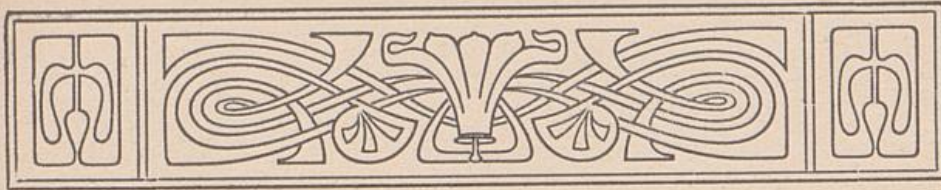
# Inhalt

---

	Seite
Dem Leser zum Gruß . . . . .	1
I. Deutschland nach Osten . . . . .	5
II. Statistische Unarten . . . . .	9
III. Weltbürgertum und Selbsterhaltung . . . . .	18
IV. Der Deutschen Zahl in Ungarn. — Nationale Wehrkraft .	16
V. Deutsche Irredenta. — Magyarischer Nationalstaat . . .	28
VI. Schule und Kirche in Siebenbürgen . . . . .	38
VII. Volkswirtschaftliches . . . . .	46
VIII. Der ungarische Kulturkampf . . . . .	50
IX. Ofenpest . . . . .	61
X. Die Siebenbürger Sachsen als Volk . . . . .	78
XI. Literarisches. — Deutsche Stammesart . . . . .	91
XII. Das Land und seine Zukunft . . . . .	100







## Dem Leser zum Gruß.

„Deutschland in den Karpathen“ — diesen Titel hätte ich eigentlich unserm Buch am liebsten gegeben. Und das wäre nicht etwa ein schlechter Witz, noch eine politische Utopie oder, um mich deutsch auszudrücken, eine „alldeutsche Narretei“ gewesen. Es ist mir mit dem „Deutschland in den Karpathen“ durchaus ernst; allerdings nicht in dem Sinne meiner Durchschnittsleser magyarischer Nationalität und vielleicht auch manches harmloseren politischen Gemütes deutscher Zunge, um derentwillen ich mich zu einem weniger abschreckenden Titel bequeme, obwohl der unterdrückte die Sache prägnanter bezeichnet, um die es sich für uns handelt. Auch so wird die erstgenannte Gruppe — je nach Temperament, Stimmung und Bedürfnis — bevor sie einen Blick in diese Blätter getan hat, entweder hell aufjubeln ob dieser längst erwarteten, nun endlich erfolgten Aufdeckung des schwärzesten „Pangermanen“-Anschlags, oder es wird ihr kalt über den Rücken laufen bei dem Gedanken, daß man sich nun also wirklich schon ohne alle Scheu bei hellem Tageslicht darüber unterhält, wie sich der ostwärts lugende deutsche Nar in den karpathischen Felsgebirgen seinen Horst bauen soll. Diesen leicht erregbaren und von einem unersättlichen Bedürfnis nach Aufregung erfüllten Gönnern sei zur Beruhigung — oder auch zur Steigerung ihrer verzehrenden Unruhe — gesagt, daß jenes Deutschland, das ich meine, in den schönen, zukunftreichen Gefilden und Höhen zwischen Preßburg und Kronstadt schon lebt und, will's Gott, noch immer stärker und seiner unerschöpflichen Kraft immer bewußter leben wird. Wer das nicht weiß, hat noch

Korobi, Deutsche Vorposten im Karpathenland.

1

keinen deutschen Bauern in Siebenbürgen und Südungarn gesehen, war nie in einem sächsischen Pfarr- oder Schulhaus bei Kronstadt oder Bistritz, hat noch keine Traube gekostet aus den Weingärten des schwäbischen Banats, wo deutsche Säuste ödem Schlamm- und Sandboden strotzende Fruchtbarkeit abgerungen haben. Dort um Werschetz und Weißkirchen herum wohnen die märkischen Preußen des Ungarlandes, wenn auch nur im agrarischen Sinn; dort am Alt- und Zibinfluß ist das Urbild des deutschen Kolonisten in fremdsprachigem Staate: deutsch bis in die Knochen und ohne Falsch gegen sein Vaterland. Und hier sollte nicht auch Deutschland sein, Deutschland als erdumspannende, Völker und Staaten an die höchsten geistig-sittlichen Güter klammernde Idee?

Wir verstehen uns nun — ich sehe es — auch mit unserm lieben objektiven, allzu „objektiven“ deutschen Leser, der da fürchtete, dieses Buch wolle die preußischen Pickelhauben nach Temesvar und Hermannstadt mobilisieren, oder sich wenigstens ängstigte, die Magyaren könnten einen so verruchten Plan wittern. Wenn wir doch nicht immer so viel dächten, was sich wohl die andern über uns denken mögen und ob sie auch nicht mißtrauisch werden könnten. Mögen sie in Gottes Namen auch ein wenig mißtrauisch sein, — eine kleine Dosis davon schadet nicht, denn sie erzeugt auf sehr einfachem psychologischen Weg eine uns ganz nützliche Furcht auf seiten unserer Widersacher. Schlimmstenfalls wird die deutsche Stoßkraft nach außen überschätzt, und wer für unüberwindlich gilt, erhält durch diese öffentliche Meinung auch eine Art Machtzuwachs. Die Wirkung des an übermütige Deutschenfeinde gerichteten Kaiserwortes „Mögen sie nur kommen!“ ist auf eine sehr ähnliche Gedankenreihe zurückzuführen. Und wenn gesagt und geglaubt wird, Wilhelm II. habe diese Worte nicht gesprochen, so läßt sich nicht abstreiten, daß sogar das Gerücht davon diejenigen unter unseren Feinden ringsum wohlthätig dämpfte, die mutwillig mit dem Feuer spielten.

Immerhin wollen wir festhalten, daß in diesen Blättern von dem Deutschland die Rede sein soll, das nicht auf Grenzpfähle beschränkt und das darum fester an die Ewigkeit gebunden ist.

als irgendein politischer Begriff. Dies größere Deutschland, dessen Zauber jedes rechten „Auslandsdeutschen“ Herz erbeben macht und in dessen geheimnisvollem Banne der „Reichsdeutsche“ sich am ehesten befindet, wenn fern vom Port seiner politischen Heimat ihm plötzlich mitten in einem Meer fremden Volkstums Töne seiner eigensten, teuersten Heimat, der Heimat im Geist und Gemüte, an sein Ohr dringen, — dieses Deutschland, sollte man meinen, hat gerade so viel Anspruch auf die Teilnahme und auch auf die Hilfsbereitschaft der staatlich gesicherten Nation wie das Deutschland, das Kaiser Wilhelm I. und seine Paladine geschaffen, das sie „reiten gelehrt“ haben. Möchte doch diese Erwägung, diese Empfindung, die gegenwärtig nur in einem kleinen Teil des deutschen Volkes lebendig ist, mehr und mehr Gemeinbesitz der deutschen Nation werden!

Wenn es der vorliegenden Darstellung beschieden sein sollte, zur Vertiefung und Verbreiterung des nationalen Gedankens in jener Richtung beizutragen, so wäre das dem Verfasser der köstlichste Lohn. Und darum kann ich es nicht unterlassen, dem Herausgeber und Verleger dieser Sammlung deutscher Bücher dafür zu danken, daß sie aus allereigenstem Antriebe, ohne Dazutun eines unmittelbar Beteiligten, zu denen ich als gebürtiger Siebenbürger auch gehöre, Anregung zu dieser Arbeit gaben und damit schon bewiesen, daß man hier auch von selbst das Bedürfnis hat, des Karpathenlandes zu gedenken, von dem noch vor wenigen Jahrzehnten der wackere Karl Pröll schrieb, an das Gewissen seiner Nation appellierend, daß es dort lebenswerte „vergessene deutsche Brüder“ gibt. Sie der Vergessenheit noch mehr zu entreißen, als es schon geschehen ist, soll auch dies Gedenkblatt helfen.

Das beste Teil an solcher Weckung und Stärkung des Gedächtnisses liegt aber den siebenbürgischen und ungarländischen Deutschen ob. Je deutlichere und kräftigere Zeichen ihres Lebens und, wo es nottut, ihres Erwachens sie geben, desto mehr wird auch Mutter Germania ihrer kämpfenden und männlich strebenden Lieben in der Fremde gedenken. Andererseits: je zuversichtlicher hier im Reiche der Glaube an jenes Stück Deutschland hervortritt, desto

nachhaltiger wird dort die moralische Verpflichtung, deutsch zu bleiben, als treibende Kraft lebendig sein und immer mehr werden. Denn „Hoffnungen binden“ auch in eines Volkes Leben. Und wenn man die Entwicklung der Dinge unter den Deutschen Ungarns, diese als Gesamtheit betrachtet, auch nur während der letzten zehn Jahre in allen Einzelheiten aufmerksam verfolgt, so kann nicht geleugnet werden, daß sich diese Entwicklung in sichtbarlich aufwärts steigender Linie bewegt. Auch das soll im folgenden durch Tatsachen erhärtet werden. Und darum ver-sündigt sich an diesem Deutschtum nicht der fremdnationale am ärgsten, der es bekämpft und drangsaliert, sondern der Volks-genosse, der ihm die Lebensfähigkeit, womöglich die Lebens-berechtigung abspricht. Ihm sei dies Buch vorzüglich gewidmet.

So ist der Gruß gemeint, der hier vom Strande des deutschen Meeres unsern Brüdern an den Pforten des Orients entboten wird.

Warne m ü n d e, im August 1908.

E u g K o r o d i.

I.

## Deutschland nach Osten.

Wir wandern zu zweien durch den wohlgepflegten Eichwald, der zum Hangestein bei Kronstadt führt, an der Wirtschafft vorbei, die den grünen Anger nach Osten abschließt. Möglich, daß das Ziel unseres heutigen Ausflugs von diesem Anger seinen Namen hat, der durch sprachlichen Verwitterungsprozeß sich in den heutigen „Hangestein“ verwandelte. Die magyarische Beamtenetymologie geht aber ihre eigenen Wege. Im Volksmunde hört man auch gelegentlich die halb scherzhafte Bezeichnung „hungriger Stein“; da wird denn von Amts wegen gefolgert: „hungriger“ war „ungrischer Stein“, darum heißt die Haltestelle der Eisenbahn drunten am Abhang des Berges „magyar kö“ (Magyarenstein).

Auf Schritt und Tritt stolpert man dortzulande über solche Dummheiten, besonders wenn der schon etwas abgehärtete Einheimische mit einem Fremden durchs Land streift und dies und jenes erklären soll. Am Rande des Burzenlandes (bei Kronstadt) liegt die brave ursächsische Gemeinde Rußbach. Der Fahrgast liest im Kursbuch oder hört vom Schaffner „Magyaros“. Warum? fragt der philologisch empfindliche Reisende. Mogyoró heißt magyarisch Haselnuß, und wer aus Mogyorós nicht Magyaros („von Magyarenart“) machen könnte, wäre doch ein Stümper im patriotischen Handwerk.

Aber wir kehren zurück zu unserm Hangestein, wir steigen auf die Anhöhe, zur Aussicht; und da breitet sich ein Bild vor unserm Auge aus, daß einem das Herz lacht. Eine Ebene so glatt wie eine Tafel, mit langen Getreidestreifen in Grün und Gelb, dort ein Stück eben geackter Boden, schwarze Erdkrume, sicheren

Arbeitssegens verheißend. Links Wald und nichts als Wald, zuerst Buchen, dann in stolzerer Höhe die aristokratische Tanne; ganz oben auf zackiger Spitze kein Grün, kein Leben. Im Westen die Ebene begrenzt durch die breit und wuchtig hingelagerten Massen des Butschetsch und des Königsteins, hinter deren scharfen Felskanten eben die Sonne versinkt. Dort unten in goldigem Frieden Neustadt, Weidenbach, Zeiden; sie gehören zu den stattlichsten Gemeinden des alten „Königsbodens“, auf dessen Grund bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts kein Nichtsachse Bürgerrecht erwerben konnte. Mit ruhigem Stolz nennen sich die Sachsen darum im Liede „ein adliges Geschlecht, da keiner Herr und keiner Knecht“.

Die kühnen Linien auf den Bergzügen müssen in der Seele des Menschen, der hier mit der Natur verwächst, Spuren hinterlassen; der Gedanke drängt sich uns bei diesem Anblick immer wieder auf. Man versteht, warum der Deutsche Ritterorden auf dem Steinrücken der trohigen „Zinne“ bei Kronstadt sich seine Herrenburg baute; das ist der geborene Edelsitz.

Der Orden mußte weichen, weil er dem ungarischen König zu weit ausgriff und sich anschickte, einen selbständigen Ordensstaat zu gründen. Er tat es dann in Preußen. Aber der freie deutsche Bauer und Bürger aus den Rhein-Moselgauen rückte hier nach, „zum Schutze der Krone“ durch Königswort ins Land geladen:

„Der Bürgersmann, der Bauersmann  
schlägt kühn des Königs Schlachten;  
drum darf fürwahr kein Edelmann  
den Sachsenbaur verachten.

Der Bürgersmann, der Bauersmann  
türmt Wälle auf und Mauern;  
der Adel sucht, wenn Feinde nahn,  
bei Bürgern Schutz, bei Bauern!“

Marienburg heißt der Dichter des Liedes; die Trümmer der Marienburg zeugen noch heute von der ritterlichen Vergangenheit. Größer in der Anlage, für die Zeit der Türken- und Tataren-

kriege uneinnehmbar, thront die bäuerliche Burg auf dem Kalkfelsen von Rosenau und auf der Höhe von Reps (rupes), so auch die Stadtfeste von Schäßburg.

Wir stehen auf dem Hangestein oben, in den Anblick des Bildes versunken, wo Natur und Geschichte sich zu so ergreifender Wechselwirkung verbinden. Mein Freund „aus dem Reiche“ ist nachdenklich geworden; wie mich dünkt, fast schwermütig. Endlich bricht er das Schweigen.

„Wie viel Raum ist noch in diesem Lande! Raum für deutsche Arbeiter, für deutsche Zukunft!“

Daran hat der Bodenständige noch nie gedacht. Der nahe-  
liegende Gedanke überkommt ihn wie eine Erleuchtung. Warum schickt Deutschland alljährlich Tausende übers Meer, wo sie so oft ihr Volkstum vergessen? Warum wendet sich nicht auch nur ein kleiner Teil in dies „Land des Segens, Land der Fülle und der Kraft, mit dem Gürtel der Karpathen um das grüne Kleid der Saaten, Land voll Gold und Rebensaft“? Warum nicht? Hier ist ein organisiertes Volk mit geschichtlicher, sittlich-national bindender Überlieferung, nicht bloß ein regelloser Haufe von Deutschen, hier ein entwicklungsfähiger Mikrokosmos des deutschen Gedankens. Und der Staat könnte nur dankbar sein für solchen Zuwachs an Kulturträgern. Auch die Mitnationen. Die Rumänen sind so stark an Zahl, den Sachsen zehnfach überlegen, daß sie keine Verdrängung zu fürchten brauchen; die Magyaren dagegen, denen immer so bange ist vor der „dakorumänischen Gefahr“, müßten sich freuen, im verstärkten deutschen Element ein besseres Gegengewicht zu finden. Aber den sächsischen Pfarrer Stephan Ludwig Roth haben sie im Jahre 1848 auf den Wällen der Klausenburg erschossen, angeblich, weil er die Heilige Schrift mit dem Schwert vertauschte, in Wahrheit, weil er aus Württemberg deutsche Kolonisten ins Land zog, in größerem Stile solche Besiedelung des Landes noch plante. Als ob darin schon die politische Landnahme durch Deutschland beschlossen sei. Eitle Gespensterfurcht des Magyaren, die ihn so zum eigenen Schaden hindert an einer unbefangenen Bewertung deutscher Arbeit für Ungarns Gedeihen!



Aber im Zeitalter des Verkehrs läßt sich dauernd eine stetige Durchdringung der ansässigen Bevölkerung durch Zuwanderer nicht verhindern. Sie werden kommen, die nach Osten drängenden Deutschen, und die Lücken in den bewohnbaren Landstrichen ausfüllen, ohne politische Hintergedanken, aber als zielsichere, fest zugreifende Pioniere der Kultur, Halbasien auch auf dem weiteren Wege nach dem Morgenlande zu europäisieren. Das kann kein ungarischer Gendarm, kein Stuhlrichter und Landwehrmann hindern, auch kein Minister in Ofenpest. Sie werden nach den ungehobenen Schätzen des Landes spüren, die modernen, industrietüchtigen Deutschen, wie jetzt selbst Franzosen, von ungarischen Ministern eingeladen, das karpathische Gebirge durchwühlen, werden Fabriken gründen, siebenbürgische Wälder sich und dem Lande nutzbar machen, wie es auch jetzt schon mancherorten geschieht, wo Reichsdeutsche Bergwerke in Betrieb setzen, Sägemühlen bauen, Floßhandel treiben, Eichenrinde verwerten oder Zement herstellen. Das wird eintreffen mit der Sicherheit eines Naturereignisses; Jahrzehnte unbenützter Gelegenheiten spielen da keine so wesentliche Rolle, aber von durchschlagender Bedeutung ist es allerdings, daß in der Zwischenzeit die kulturellen Vorposten nicht geschwächt werden. Nicht in letzter Linie aus diesem Grunde und nicht zum Schaden des ungarischen Staates „müssen die Sachsen erhalten bleiben,“ wie Kaiser Franz Josef dem sächsischen Bischof einst in schwerer Stunde versicherte. Daselbe gilt von den Schwaben in Südungarn und Kroatien-Slawonien, von den „Hienzen“ in Westungarn (Komitate Preßburg, Ödenburg, Wieselburg und Eisenburg) und von der deutschen Zone um Ungarns Hauptstadt herum; selbst im national verlotterten Oberungarn gäbe es noch manche deutschen Reste zu retten.

## Statistische Unarten.

Was an deutschem Volksbestand im gesamten Königreich Ungarn gerettet werden kann, läßt sich, wenn man die Volkszählungstabellen zur Hand nimmt, leicht in Zahlen ausdrücken, — und doch wieder nicht so leicht, denn die amtliche Statistik gibt ein falsches Bild; in Wahrheit ist die Zahl der Deutschen weit höher, als auf diesem Wege ermittelt wird. Von genauen Kennern verstreuter deutscher Enklaven in Ungarn weiß ich es, daß ganze Ortschaften, die aus Deutschen bestehen, bei der Volkszählung dem Deutschtum verloren gingen, weil sie sich dem Zählkommissar gegenüber als „Ungarn“ bekannten, und führende magyarische Blätter haben es mit entsprechender Rührung registriert, wie viele Staatsbürger als ihre Muttersprache die magyarische angegeben haben, die „in Wirklichkeit magyarisch nicht einmal lallen konnten“ („Budapesti Hirlap“), während es bei verschiedenen Staatsbeamten nichtmagyarischer Zunge öffentlich als Verwegenheit gebrandmarkt wurde, daß sie — wahrheitsgemäß — etwa die serbische Sprache als ihre Muttersprache bezeichneten.

Der Mißbrauch, der mit dem Wort „Ungarn“ getrieben wird, verdient recht genaue Beachtung und Würdigung. Die Sache ist, so geringfügig sie dem Unbeteiligten auf den ersten flüchtigen Blick erscheinen mag, ein Kardinalpunkt der ganzen ungarischen Nationalitätenfrage, vor allem der deutschen Frage in Ungarn. Es ist dort nämlich ein sehr beliebter Trick der patriotischen Pädagogen amtlicher oder gesellschaftlicher Art, den Leuten einzureden, sie seien doch „Ungarn“, da sie in Ungarn lebten; der Begriff wird absichtlich verschwommen gefaßt. Das

Wort „Magyaren“ wird von diesen vaterländischen Erziehern aus dem deutschen Sprachgebrauch einfach ausgeschaltet, weil sonst der Begriffsunterschied der Staats- und Volkszugehörigkeit sofort in die Augen spränge. Die Grenzen der Begriffe sollen aber zu diesem besonderen Zwecke verwischt werden, wie sie es im Magyarischen sind, wo es für beide Begriffe, den ethnographischen und politischen, nur eine Bezeichnung gibt: „magyar“. Nur äußerst selten, wenn eine Unterscheidung unumgänglich ist, bedient sich der Magyare in seiner Sprache des Kunstausdrucks „fajmagyar“, das heißt „Rassenmagyare“. Durch das Spiel mit dem Wort „Ungar“ wird dem deutschen Bauern, wo er nicht durchgehends nationalpolitisch geschult ist, wie in Siebenbürgen, klargemacht, der „Ungar“, der „ungarisches Brot esse“, sei kein „Deutscher“ (soll heißen „Reichsdeutscher“), müsse darum „ungarisch“ reden (will sagen „magyarisch“) usw. Der frühere sächsische Reichstagsabgeordnete Edmund Steinacker, ein gebürtiger Deutschungar, mußte den journalistischen Versuch, den Banater Schwaben mit dürren Worten die Grenzlinien der Begriffe „ungarisch“ und „magyarisch“ zu zeigen, mit etlichen Tagen Staatsgefängnis büßen, weil er damit gegen die Einheit und Anteilbarkeit der „ungarischen“ Nation aufgereizt hatte.

Solcher „Angarn“, die ihre Nationalität der gekennzeichneten, sorgsam gepflegten Begriffsverwirrung verdanken, sind unzählige in die Zählkarten hineingeschlüpft. Eine ganze Menge Deutsche haben sich auch im klaren Bewußtsein dessen, was sie tun, als Magyaren eingetragen, weil sie meinten, der politischen oder auch nur der Ortsbehörde, der es an Gelegenheiten zu kleinlichen Schikanen und materiellen Schädigungen nicht fehlt, damit einen Gefallen zu erweisen. Daß diese Form der Eintragung „oben“ gewünscht wurde, war deutlich zu ersehen aus den für deutsche Zählkommissare von Amts wegen auch in deutscher Sprache herausgegebenen „Belehrungen“; hier wurde nämlich die Muttersprache schlechthin also definiert: „Welche Sprache sprechen Sie am Liebsten?“ — während das Original der Zählkarte doch wenigstens fragte: „Welche Sprache sprechen Sie am besten und liebsten?“ Der eine und andere Deutsche hätte sich vielleicht

aus Gewissenhaftigkeit gescheut zu schreiben, er spreche magyarisch am besten, während doch sein magyarischer Vokabelschatz knapp ein Oktavblatt füllen würde; aber ob er „am liebsten“ magyarisch spricht, ist eine Gefühlsache, und wenn er sich dabei in Übereinstimmung mit den Polizei-, Steuer-, Gerichts- und anderen Beamten befindet, bei denen es immer nicht ganz belanglos ist, wie weit man sich von ihren politischen Anschauungen entfernt, so wird ihm durch diesen Umstand, der für ihn oft mit Grundbedingungen seiner Existenz und der seiner Familie verknüpft ist, die offiziell zu bekennende Klarheit über seine Gefühle der „Staatsprache“ gegenüber ganz erheblich erleichtert.

Dieser Besonderheit in den Voraussetzungen für die ungarische Volkszählungsstatistik muß immer und immer gedacht werden, wenn das wichtige Hilfsmittel zur Beurteilung der Stärke des ungarländischen Deutschtums herangezogen wird. 2 135 181 Menschen haben auf solcher Grundlage nach den vom ungarischen Handelsministerium herausgegebenen Mitteilungen des Statistischen Zentralamts im Jahre 1900 bekannt, daß sie deutsch „am liebsten sprechen“. Es gehört also gar kein Übelwollen dazu, wenn man hier den Vorwurf einer nach den Grundsätzen der Statistik unzuverlässigen Zählung erhebt.\*) Bei allerobjektivster Schätzung muß darum angenommen werden, daß in Ungarn zu mindesten dritthalb Millionen Deutsche leben. Die Schuld an der ungenauen Zählung trifft in gleichem Maße die Urteilsbeziehungsweise Rückgratlosigkeit vieler Deutschen, das unkorrekte, irreführende Vorgehen des ungarischen Statistischen Zentralamts und die von unsachlichen, politischen Beweggründen geleitete ungarische Verwaltung, in deren Unparteilichkeit der nichtmagyarische Staatsbürger kein Vertrauen setzt.

In Anbetracht dieser erschwerenden Umstände kann das Ergebnis der letzten ungarischen Volkszählung, wie es jetzt zahlen-

---

\*) Ein angesehenes Kronstädter Sachsen wurde vom obersten ungarischen Gerichtshof zu einer hohen Geldstrafe verurteilt, weil er, ausgehend von den oben vermerkten Tatsachen, euphemistisch behauptet hatte, die Ergebnisse der Volkszählung seien „auf sehr künstliche Weise“ zustande gekommen. Die erste Instanz hatte sogar gemeines Gefängnis vorgesehen.

mäßig vorliegt, für die Deutschen noch als sehr günstig bezeichnet werden. Wir haben es hier, auch nur rein quantitativ genommen, mit einer Summe deutscher Kraft zu tun, die der ernstesten Beachtung und Fürsorge seitens der Gesamtnation wert ist. Unverzeihlicher Leichtsinns wäre es, der sich nur mit völliger Unkenntnis der Verhältnisse einigermaßen entschuldigen kann, wenn man behaupten wollte, wie das leider auch in Kreisen vorkommt, die den Anspruch erheben, als sehr national zu gelten, dieses Deutschtum sei ohnehin dem Untergang geweiht. Es muß sich allgemein die Anschauung durchringen, daß die nationale Aufsaugung dieser Deutschen durch das Magyarentum eine physische Unmöglichkeit ist. Nur eine kulturelle Verschlechterung dieses Deutschtums wäre denkbar, wenn es nämlich in der glücklich begonnenen Ermannung keine Fortschritte machte und der moralischen Unterstützung durch den bessergestellten Bruder in Reichsdeutschland entbehrte. Auf solche Minderwertigkeit der Deutschen Ungarns arbeitet allerdings das Magyarentum hin — wenn auch unbewußt —, indem es der Wahnidee lebt, diese Massen unverbrauchten fremden Volkstums könnten dem magyarischen Nationalkörper organisch einverleibt werden.

---

### III.

## Weltbürgertum und Selbsterhaltung.

Den kleinsten Teil des ungarischen Deutschtums bilden die Siebenbürger Sachsen, nach der Zählung von 1900 genau 233 019 Seelen. Der Grundirrtum derer, die an die Zukunft „Deutschlands in den Karpathen“ nicht glauben wollen, beruht auf der Nichtkenntnis der Tatsache, daß diese siebenbürgischen Deutschen nur knapp den zehnten Teil aller Deutschen in Ungarn ausmachen, beruht ferner auf der Verkennung der Lebenskraft dieses kleinen Bruchteils, der sich über achthalb Jahrhunderte in seiner Volkseigenart erhalten hat, ohne jegliche Unterstützung seitens der andern mehr als zwei Millionen Deutschen, die zum großen Teil — in Südungarn — erst vor hundert bis hundertfünfzig Jahren angesiedelt wurden. Mag die politische Taktik der Siebenbürger Sachsen — je nach den Zeitbedürfnissen und unter dem Einfluß wechselnder Anschauungen und Fähigkeiten der Führer — noch so großen Schwankungen unterworfen sein, das Volk ist und bleibt in seinem Kern unverdorben und ist entschlossen, unbedingt deutsch zu bleiben. Selbst jenen Führern, die sich zeitweilig, unter dem Druck der Not, zu den gewagtesten Experimenten in der politischen Taktik verleiten lassen, schwebt bei ihren Erwägungen immer nur der eine Gedanke vor, wie der Volksbestand am ehesten sichergestellt werden könne. Ausgesprochene Renegaten, die ja keinem Volke fehlen, hier aber in ganz verschwindender Zahl auftreten, werden als Fremdkörper von der Volksgemeinde sozusagen automatisch abgestoßen; sie sind in der sächsischen Gesellschaft unmöglich.

Der Sachse — Bauer und Bürger — empfindet die Zumutung, daß sein Volk oder der einzelne entnationalisiert werden

könne, als Beleidigung, mehr noch: als Herausforderung. Gefährlich könnte ihm nur werden der engere gesellschaftliche Anschluß an das Magyarentum, den dieses so gerne sucht, um auf stille Eroberungen auszugehen. Das ist ja nun einmal eine Erfahrung, die das deutsche Volk in allen seinen Gliedern macht, daß der Deutsche, der sich längere Zeit gesellschaftlich an fremdnationale inniger anschließt, stets den kürzeren zieht. Es kostet oft schwere Überwindung, mit diesem Gedanken praktisch zu rechnen; man zieht sich den Vorwurf der Engherzigkeit, der Unbeholfenheit, ja des Mangels weltbürgerlicher Bildung zu; aber gerade der Deutsche, der in sprachlich gemischtes Gebiet eingekelt lebt, ist durch den einfachsten Selbsterhaltungstrieb in dieser Hinsicht zur äußersten Vorsicht gezwungen. Der einzelne, der jener Gefahr sachte sich vollziehender Anpassung sich klar bewußt ist und sich innerlich gefestigt genug fühlt, mag es noch wagen, jenen ohne Zweifel fördernden internationalen Verkehr zu pflegen; aber je höher er in der Wertschätzung seiner Volksgenossen steht, desto größer ist die Gefahr verhängnisvoller Nacheiferung. Vielleicht bringt den Deutschen gerade das tiefgewurzelte Bildungsbedürfnis und sein stark entwickelter Hang zu weitestgehender Sachlichkeit — nicht zu reden von der mit Recht so berücksichtigten deutschen Bescheidenheit — in die Versuchung, vom andern Volke zu viel anzunehmen und sein Wesen mit dem fremden zu verschmelzen. Das sind meist ungewollte oder unbewußte Prozesse, deren rechte Würdigung mit angewandter Schlußfolgerung — Abkehr vom fremden Wesen und sogar eine gewisse Einkapselung des eigenen — nur von nationaler Kurzsichtigkeit als deutscher Chauvinismus bezeichnet wird. Einen solchen gibt es schlechterdings nicht, wenn man ihn als Volksmerkmal versteht.

Dies wissen die Siebenbürger Sachsen. Ihre Geschichte, ihre geographische Lage drängen ihnen solches Wissen auf; es braucht ihnen nicht künstlich eingepflegt zu werden. Und darum müssen dort auch alle gelegentlichen Versuche, einen intimeren Verkehr mit dem Magyarentum anzubahnen, vom gesunden Volkssinstinkt rund abgelehnt werden, mögen diese Versuche selbst aus den edelsten und an sich unanfechtbarsten Motiven auf der einen wie

auf der andern Seite gemacht werden. Die Erkenntnis von der Berechtigung und Notwendigkeit dieser Ablehnung ist dem einzelnen, in erster Linie dem höher Gebildeten, oft recht schmerzlich, weil er sich gerade bei den Gliedern des andern Volkes, die ihm geistig ebenbürtig sind und deren Urteil ihm sonst nicht gleichgültig ist, kränkenden Mißdeutungen aussetzt; aber er muß sich zu jener Starrheit der Auffassung innerlich unbedingt durchkämpfen, selbst auf Kosten hoher geistiger Interessen — um eines noch Höheren willen: aus Gründen der nationalen Selbsterhaltung. Wer erführe es nicht in allen denkbaren Lebensformen und Lebenslagen, daß man gerade in komplizierten Fragen auch einer gewissen Brutalität nicht immer entraten kann: den kleineren seelischen Schmerz mehr persönlicher Natur muß man auf sich nehmen, um nicht die Schädigung eines großen idealen Gutes der Allgemeinheit zu fördern. Mag der Magyare immer den Siebenbürger Sachsen der engherzigen Exklusivität, der kleinlichen Philistrosität, des lächerlichen Kulturdünkels bezichtigen, — die führenden sächsischen Persönlichkeiten, die dem öffentlichen Leben in dieser Richtung die Signatur geben, ernten auch ein erfleckliches Maß von Haß, dessen vulkanische Beschaffenheit nur mühsam durch den Zwang bürgerlicher Sitte verdeckt wird! — all das darf diesen Deutschen nicht anfechten, denn er weiß, was er tut, wenn er seine Igelnatur herauskehrt, weiß, daß er dabei besser gefahren ist als der Allerweltsdeutsche, der im breiten, seichten Kielwasser der Gemütlichkeit sich aus dem Hafen seines Volkstums herauslocken läßt in den Sumpf gleichmachenden Fremdländertums, darinnen so viel — auch in Ungarn! — so unsagbar viel Deutschtum elendiglich erstickt und erstorben ist.

---

## Der Deutschen Zahl in Ungarn. Nationale Wehrkraft.

Wir sprachen von der Zahl der Deutschen in Ungarn und hielten uns dabei länger bei den Siebenbürger Sachsen auf. Das hat uns nicht aus dem Zusammenhang gebracht, denn all das bisher Gesagte und alles, was auch später über sie berichtet werden wird, soll uns zeigen, wie groß, um wieviel größer als die Zahl die kultur- und nationalgeschichtliche Bedeutung dieses einen kleinen Zehnteils des ungarländischen Deutschtums ist und was „Deutschland“ in unserem Sinn für Ungarn sein kann, wenn einmal auch die andern neun Zehntel ungarländischen Deutschtums entsprechende nationale Werte darstellen.

Mehr als doppelt so viel Deutsche wie in Siebenbürgen gibt es im Kreise zwischen den Flüssen Theiß und Mieresch (magyarisch Maros); das sind die Komitate (Grafschaften, Verwaltungsbezirke) Urad, Esanad, Severin, Temes und Torontal. Die amtliche Statistik zählt hier — im Jahre 1900 — 451 689 Deutsche.

Der Kreis zwischen Theiß und Donau, westlich und nordwestlich anschließend an den vorigen, umfaßt die Komitate Batsch-Bodrogh, Esongrad, Heves, Jazygien-Großkumanien-Szolnok und Pest-Pilis-Solt-Kleinkumanien: 399 192 Deutsche.

Zum Teil eng an österreichisch-deutsches Sprachgebiet grenzt der Kreis jenseits der Donau mit 576 040 Deutschen; es sind die Komitate Odenburg, Stuhlweißenburg, Wieselburg, Eisenburg, Raab, Komorn, Tolnau, Somogy, Zala, Veszprim und Baranya.

Nördlich und nordöstlich davon liegt, ein Teil von West- und Oberungarn, der Kreis diesseits der Donau: die Komitate

Preßburg, Gran, Trentschin, Neutra, Sohl, Eiptau, Turocz, Arva, Bars, Hont und Neograd: 155 856 Deutsche.

Dann leben diesseits der Theiß 103 529 Deutsche in den Komitaten Zips, Ung, Zemplin, Bereg, Abauj=Torna, Gömör, Borsod und Scharosch.

Endlich im östlichen und nordöstlichen Ungarn, Kreis jenseits der Theiß, beherbergen die Komitate Bekes, Bihar, Hajduken, Marmarosch, Szabolcs, Szatmar, Szilagy, Ugocsa 77 790 Deutsche.

Die Stadt Fiume hat 1945, Kroatien=Slawonien 136 121 Deutsche.

\* \* \*

Diese Zahlen allein beweisen, daß es dort Arbeit genug gäbe, Deutschtum zu erwecken und zu stärken. In neuerer Zeit suchen Reichsdeutsche häufiger auch entlegenere Gebiete Ungarns auf und gehen so den Spuren ihres Volkstums nach. Nicht immer ist es nationale Teilnahme, die ihnen dies Reiseziel steckt. Aber wenn sie die Augen offen halten und in Fragen ihres Volkstums nicht ganz gleichgültig sind, sehen sie hier genug, was ihnen Anlaß zum Nachdenken gibt, wie man da helfen könnte. Die Erfahrungen sind oft sehr traurige; der Mangel der deutschen Schule, die außerhalb Siebenbürgens fast ganz fehlt, macht sich peinlich bemerkbar. Aber gerade der Umstand, daß trotz Mangels dieser ihrer wichtigsten Lebensbedingung noch so viel deutsche Volkskraft sich erhalten kann, ist ein Maßstab für die Unverwüstlichkeit dieser deutschen Kolonisation und läßt für die Zukunft Gutes hoffen. Ungarn ist in diesem Punkte für weitaus die meisten Reichsdeutschen wie für Österreicher ein völlig unentdecktes Land. Wie viele haben mich da in Berlin darüber befragt, was man denn tun könne, um den Brüdern im Karpathenlande beizustehen. Männer, die durch ihre politischen Anschauungen in einem recht losen Zusammenhang zu allem stehen, was man gemeiniglich nationale Frage nennt, kommen ganz enthusiastisch zurück von ihren Streifzügen durch die Länder der Stefanskrone, tief ergriffen von der Idee „Deutschland nach Osten“. Man ist entrüstet darüber, daß „nichts geschieht“, um

diese Straße nach dem Orient gangbarer zu machen, auszubauen, zu verbreitern. Man will in Berlin einen „Verein zur Erhaltung des Deutschtums“ gründen, will Geldmänner für den Gedanken interessieren, möchte hoch- und höchststehende Kreise, die von diesen Dingen wenig oder nichts wissen, für die Sache erwärmen oder sie wenigstens aufklären, — mit einem Wort, das sehr berechtigte Gefühl, daß man sich jahrzehnte-, um nicht zu sagen jahrhundertelang großer Unterlassungssünden schuldig gemacht hat, vielleicht bei dem schwerfälligen Gang deutscher Einheitsgeschichte hat schuldig machen müssen, bricht mit vollem Ungestüm durch. Natürlich ist viel Strohfeuer dabei, wenn auch noch so hell lodern. Vielleicht entzündet sich aber auch gelegentlich ein umfangreicherer Holzstoß daran, der wohlthuende Hitze erzeugt für die Schmiede der Nation.

Wäre doch solche Begeisterung für wiedergefundenes Deutschtum nachhaltiger! Sie fände ein wunderbares Feld der Betätigung im Rahmen der schon bestehenden Organisationen, die über die national-kulturellen Bedürfnisse aller Deutschen auf der Erde außerhalb des Deutschen Reiches genau unterrichtet sind. Wenn die Ziele und Arbeiten des „Vereins für das Deutschtum im Ausland“ (des früheren „Allgemeinen Deutschen Schulvereins“) und des „Alldeutschen Verbandes“ auch nur dem hundertsten Teil der deutschen Nation genau bekannt wären, und wenn dieser hundertste Teil eine ebenso genaue Vorstellung hätte von der Wichtigkeit fernster und nächster deutscher Vorposten für das Deutschtum im allgemeinen, nicht minder für das Deutsche Reich und auch dessen materielle Interessen im besonderen, dann müßten ja unermessliche Geldsummen für den Kampf ums Deutschtum und für dessen Erhaltung auf solchen Vorposten aufgebracht werden.

Soweit überhaupt die Kenntnis von der Existenz dieser großzügig gedachten nationalen Schutzverbände gedrungen ist, haben mancherlei Mißverständnisse dazu beigetragen, daß sie nicht nach Hunderttausenden zählende Mitgliederlisten und nicht Millionen-einkünfte haben. Auch an Mißgriffen einzelner, die an der Leitung der genannten Nationalvereine beteiligt sind oder waren, dürfte

es zuweilen nicht gefehlt haben. Das würde aber noch nicht als hinreichende Entschuldigung für die gelten, die Verständnis für große nationale Aufgaben besitzen und sich in vorsichtiger oder gleichgültiger Entfernung halten oder gar eine feindliche Stellung gegenüber jenen nationalen Rettungsbestrebungen einnehmen. Der Deutsche hat ein feines, vielleicht oft übertrieben verfeinertes Gefühl für das politisch Korrekte, es darf aber nicht die Empfindung für die nationalen Notwendigkeiten dämpfen oder ganz in den Hintergrund treten lassen. Und wenn selbst in Vereinen, wie im „Verein für das Deutschtum im Ausland“ und im „Alldeutschen Verband“ einzelne Persönlichkeiten auf diesem oder jenem Sondergebiet Ziele verfolgen und sich solcher Mittel bedienen, die nicht jedem zusagen, die er nicht in Einklang bringen kann mit seinen eigenen Grundsätzen, so liegt es doch an diesen abseits Stehenden, ihrem Willen durch Heranziehung Gleichgesinnter innerhalb der vorhandenen Organisationen Geltung zu verschaffen. Ausgeschlossen von dieser Mitarbeit ist doch nur derjenige, der überhaupt nationalen Erwägungen unzugänglich ist, für nationale Liebestätigkeit nichts übrig hat — weder im Herzen noch im Geldbeutel.

Deutschland, das politische Deutschland, erfreut sich eines unvergleichlichen Wohlstandes, trotz aller Klagen über Steuerbelastung, trotz Reichsschulden, trotz der enormen, stetig wachsenden Aufgaben des Tages, denen das junge Reich gerecht werden muß. Das sieht nicht nur der Ausländer, wenn er hier durchreist und sich ihm die Vergleiche mit den öffentlichen Einrichtungen seiner Heimat, mit der durchschnittlichen Lebenshaltung der Bevölkerung bis in ihre untersten Schichten auf Schritt und Tritt aufdrängen; das beobachtet nicht nur der Reichsdeutsche, der erst im Auslande seines Vaterlandes und der „deutschen Zucht“ so recht froh wird, die hier feste Gestalt gewonnen hat; das zeigt sich vielleicht nirgends so handgreiflich, als wenn einmal von berufener und maßgebender Stelle aus ein weithin vernehmbarer Appell an die Opferwilligkeit der Nation ergeht. Da öffnen sich nicht bloß die Schleusen des Großkapitalismus und ergießen ungeahnten Segen auf das dürstende Feld, es findet auch der

kleine Mann, die mit dem Pfennig rechnende Hausfrau noch ein Scherflein, ja die deutschen Knaben und Mädchen öffnen freudig bewegten Herzens ihre sonst so eifersüchtig behüteten Sparbüchsen, um im edlen Wettbewerb nicht zurückzustehen.

Aber vernehmlich muß dieser Appell sein. Die „flottenbegeisterung“ hat manches Stück nationaler Wehrkraft geschmiedet, wenn auch nicht die hochgespanntesten Erwartungen der radikaleren Patrioten erfüllt wurden, und als Zeppelins Luftschiff zerplatzte, flogen die Tausendmarkscheine zu vielen Hunderten aus allen Ecken und Enden des Reichs auf den Altar des Vaterlandes. Nicht nur Eitelkeit der Spender hat sie hervorgezaubert, nicht nur weil die Sache laut von sich reden machte, war der Erfolg so durchschlagend. Wer das behaupten wollte, beleidigte damit sein Volk. Doch darüber besteht kein Zweifel: wenn in solchen Fällen der Not oder auch nur des handgreiflichen nationalen Bedürfnisses das ganze Volk in die Schranken tritt, dann ist es immer von Wert, daß aus höheren Regionen ein Wink gegeben werde; es ist wenigstens notwendig, daß der Deutsche irgendwie erkenne, wie man „oben“ über die Sache denkt. Der Autoritätsglaube liegt nun einmal dem Deutschen im Blute, und das hat auch seine nicht gering zu schätzenden Vorteile: ohne ihn könnte dies vielgestaltige Reich nicht so vom monarchischen Gedanken durchdrungen sein, in dem sich doch die Reichseinheit am sinnfälligsten darstellt. Ein Imperium ohne Imperator ist nicht denkbar, — der Imperator nicht im römischen Sinn verstanden, sondern in der Gestalt des deutschen Volkskaisers, wonach dieses Volkes Seele seit dem blutigen Tage von Neapel, da sich das tragische Geschick des hohenstaufischen Heldengeschlechts erfüllte, genau ein halbes Jahrtausend sich sehnte. Nun haben wir den Kaiser und das Reich, aber nun müssen beiden neue Ziele leuchten, damit nicht, wie nach dem friderizianischen Zeitalter, im neuen Besitz ein schwaches Geschlecht erwachse. Den nach außen gerichteten Welteroberungen sind heute sehr bestimmte Grenzen gezogen; es bedarf heute der Verinnerlichung des germanischen Eroberer-geistes, einer Verinnerlichung, die nicht auf die Schädigung ehrlich mitstrebender Nationen ausgeht, aber der Konsolidierung und der

Erweiterung des Wirkungskreises deutscher Kulturkraft dient, „so weit die deutsche Zunge klingt“. Es wäre töricht, daran zu zweifeln oder sich über die unabänderliche Tatsache zu mokieren, daß diese Idee sich nicht ganz ausleben kann ohne die wärmende Sonne der „Gnade“, mag diese nun von ganz oben oder auch nur durch die führenden Männer der Nation ihr sich mitteilen. Und steht die Sache denn eigentlich bei anderen Völkern anders? selbst bei republikanischen? Auch dort rechnet man sehr genau mit der Zugkraft der „Autorität“. Denken wir nur an die „Alliance Française“. Da finden wir die Namen der ersten Kapazitäten des Landes, aktive Minister nicht ausgeschlossen, an der Spitze dieses agitativsten aller französischen Verbände, — vielleicht auch nur die Namen, aber auch ihnen wohnt eine solche werbende Kraft inne, daß wir ihr in unseren großen deutschen Verbänden, die sich nicht gerade auf ein einziges Arbeitsgebiet beschränken und dadurch allgemeinerem Verständnis nähergerückt sind, nichts, aber auch gar nichts Ähnliches an die Seite stellen können.

Der übermäßige Respekt vor Meinungen und Stimmungen des Auslandes, die oft nur in der ausländischen Presse ein Scheindasein fristen und mit dem Urteil und Empfinden der Völker und Staatslenker nichts gemein haben, dieser übertriebene Respekt vor dem fremdländischen hat auch vielfach dazu geführt, daß unsere großen Nationalvereine in unserer eigenen Mitte ganz falsch beurteilt werden und daß man annimmt, sie wandelten nicht auf den Wegen politischer Korrektheit. Man trete ihnen doch näher und lerne sie mit eigenen Augen, nicht nur mit den Augen des Fremden kennen, wie sie in Wirklichkeit sind; dann dürfte man bald entdecken, daß auch innerhalb dieser Schutzvereine die Ansichten über verschiedene Materien der Politik und alles deutschen Lebens oft sehr verschieden sind; wir haben es ja hier nicht mit einheitlichen politischen Parteien zu tun, und je mehr Männer von links und rechts sich hier zu gemeinsamer Arbeit die Hände reichen, desto eher wird man sich praktisch auf einer mittlern Linie begegnen und vorwärtsbewegen. Es gibt, weiß Gott, auf diesem großen Felde genug zu tun, wo alle mit-

helfen können, ohne ihr Gemüt im Punkte peinlichster „Korrektheit“ beunruhigen zu müssen.

Um auf Ungarn zurückzukommen: den Deutschen dort kann man unendlich viel nützen und braucht dabei nicht ein Freund „großdeutschen“ Ausdehnungsdranges zu sein, darf sogar sich als abgesagten Feind solcher Bestrebungen oder verschwommenen Zukunftsträume bekennen. Es gibt Männer von ausgeprägt alldeutscher Gesinnung, die sich auf diesen Standpunkt stellen und doch wissen, wie leicht man oft dem Deutschen draußen beispringen kann, ohne ihn im geringsten politisch in Versuchung zu führen. Der Begriff der deutschen Kultur ist so mannigfaltig und zugleich von politischem Begriffsinhalt so scharf abgegrenzt, daß es überflüssig ist, einem gebildeten Publikum zu erzählen und aufzuzählen, woraus sich dieser Begriff im einzelnen zusammensetzt. Wenn dies Publikum als deutsches Volk weiß, daß die Nation nichts würdig ist, die nicht ihr alles freudig setzt an ihre Ehre, so wäre es noch beschämender für diese Nation, wenn man ihr erst klarmachen wollte, wie sehr es ihrer Würde entspricht, der reinsten Ausfluß ihres Pflichtbewußtseins ist, ihre Kultur überall auf Erden, wo sie hindringt, zur höchstmöglichen Blüte zu entfalten. Wer da mittut, dient Menschheitsidealen, er ist Kosmopolit im edelsten Sinn — als Deutscher, als Urdeutscher.

---

## Deutsche Irredenta. Magyarischer Nationalstaat.

Wir können uns sehr gut vorstellen, daß Deutsche außerhalb des Reiches in nationaler Bedrängnis ein heimliches Sehnen danach haben, sich unter den Schatten der deutschen Eiche zu stellen, sich politisch vom Deutschen Reich annektieren zu lassen. Manche von ihnen machen auch aus ihrem Herzen keine Mördergrube und rufen etwa im Wiener Reichsrat, ihrem österreichischen Vaterland den Fehdehandschuh hinwerfend: „Hoch und Heil Hohenzollern!“ Man kann ihre Gefühlsaufwallung vielleicht begreifen und muß doch bedauern, daß sie so wenig erfüllt sind von dem Gedanken — der deutschen Gemeinbürgerschaft. Sie vergessen, welche verhängnisvolle Schwächung des in Österreich verbleibenden Deutschtums und des ganzen Deutschtums der Habsburg-Monarchie es bedeutete, wenn das Deutsche Reich etwa einen Teil von Deutschböhmen oder Schlesien an sich risse. Denn von einer Verschlingung ganzer Provinzen oder ganz Österreichs kann doch auch der deutscheste Schwärmer nicht träumen.

Bismarck wußte, warum er sich 1866 mit der ganzen Wucht der Persönlichkeit gegen die Forderung einer Gebietsabtretung seitens Österreichs stemmte; er tat es wohl nicht nur, weil er mit der Notwendigkeit eines späteren freundschaftlichen Verhältnisses zu diesem subgermanischen Staate rechnete, nicht nur weil er eine weitere, kaum vermeidliche Zugabe nichtdeutscher Volkselemente an Preußen durch einen Ausschnitt aus dem gemischt-sprachigen Nachbarland für höchst entbehrlich hielt, sondern gewiß

auch in der Erkenntnis, daß Österreich, zumal in seiner künftigen, durch Königgrätz und den Frieden von Prag gegebenen Staatsform, keinen Fußbreit deutschen oder auch nur halbdeutschen Landes verlieren dürfe. Bei dieser, von rein deutschen Gesichtspunkten geleiteten Auffassung verliert die österreichische Frage auch fürs nichtdeutsche Ausland jeglichen besorgniserregenden Charakter. Der theoretische deutsch=österreichische „Irredentismus“, der zeitweilig hervortritt, kann unter Umständen dort als eine Art politischen Erpressungsmittels seine Dienste tun, gerade so wie die Magyaren ihre „Unabhängigkeits“-Drohungen, allerdings mit weit größerer Virtuosität und mit wirklichem Erfolg, in Wien zu ihren besonderen Zwecken taktisch zu verwerten wissen; aber im übrigen wird doch weder in Österreich noch hien der Gedanke einer Grenzverschiebung zwischen Österreich und dem Deutschen Reiche ernstlich Wurzel fassen. Weltgeschichtliche Ereignisse von unberechenbarer Tragweite können natürlich alles umstürzen — auch zu Ungunsten der Deutschen. Wenn man aber nicht Politif ins Uferlose machen, sondern mit den gegebenen Verhältnissen für übersehbare Zeitläufte rechnen will, so muß man als Deutscher die Erhaltung der Staatsgebilde von heute in ihren gegenwärtigen äußeren Umrissen aufrichtig wünschen und bloß die innere Kräftigung des Deutschösterreichertums wie des Deutschungartums fördern — innerhalb der festen Umrahmung des habsburgischen Gesamtreiches.

Es gibt deutsche Politiker in Österreich, die — wenn sie die Macht dazu hätten — sehr geneigt wären, einige an Zisleithanien grenzende ungarische Komitate, in denen sich ein nahezu geschlossenes deutsches Sprachgebiet befindet, zu Österreich schlagen zu lassen. Die Sache klingt ja sehr verlockend, aber es ist doch gut, daß niemand imstande ist, diese Arrondierung der nordwestlichen Reichshälfte auf Kosten der südöstlichen vorzunehmen. Es ist wahr: die Nachbarn im Osten Ungarns — von Preßburg bis St. Gotthard einerseits und vom Marchfeld bis zur Mur anderseits — bilden ein nur künstlich getrenntes, einheitlich deutsches Sprachgebiet, das nur hier und dort durch slawische und kaum nennenswerte magyarische Inseln unterbrochen wird. Und

doch muß diese künstlich geführte Linie als Scheidewand Wunder gewirkt haben, denn auf der ungarischen Seite wohnen hier diejenigen Deutschen, die nächst ihren Volksgenossen in Oberungarn, den Sipser Sachsen, am wenigsten Widerstand leisten gegen die magyarische Überwucherung im öffentlichen Leben. Auch sie werden nicht samt und sonders magyarisiert werden, vor allem die Landbevölkerung nicht, aber bei dem Mangel deutscher Schulen ist es den Magyaren ein leichtes, gerade die Intelligenz dieses wohlgefüllten deutschen Staubeckens für sich abzuschöpfen. Und die dem eigenen Volkstum entfremdeten Deutschen sind natürlich auch in Ungarn, wie überall in der Welt, die besten Proselytenmacher im Dienste des andern Volkstums. Jedoch der Grundstock der deutschen Bevölkerung, der bäuerlich bleibt — hier wie im übrigen Ungarn die Hauptmasse —, ist für die Magyarisierung nicht zu haben, weil das umgebende Leben das Bedürfnis danach nicht weckt. Trotz aller Verluste bleibt also auch hier ein deutsches Kapital, das wenig antastbar ist. Dies an Österreich abzugeben, wäre eine Versündigung am ungarländischen Deutschtum; der für Österreich zu erhoffende Gewinn stünde in keinem Verhältnis zu dem Verlust in Ungarn, da hier ein Fünftel des Deutschtums abginge, um den österreichischen Deutschen etwa ein Achtzehntel zuzuführen. Und selbst für Deutschösterreich wäre dieser Gewinn nur ein sehr zweifelhafter, denn das Magyarentum würde dadurch mittelbar gestärkt und käme so in die Lage, im Wettbewerb mit Österreich ein noch größeres Gewicht in seine Waagschale zu werfen. Zu dieser Folgerung kommt man durch rechnerische Abwägung rein deutscher Interessen, und so hat das Magyarentum nicht die geringste Ursache zu der Befürchtung, daß in Westungarn auf deutscher Seite innerstaatlicher Irredentismus fruchtbaren Boden finden könnte. Je deutscher diese Deutschen denken, desto mehr Chancen hat ihr ungarischer Patriotismus.

Noch erheblich weniger Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, daß die Deutschen in Südungarn oder um Ofenpest herum und westlich und südwestlich davon bis nach Desprim deutschstaatlichen Anschluß im Ausland suchen. Ein Blick auf die

Sprachenkarte genügt.\*) Vollends die Deutschen in Oberungarn und die Siebenbürger Sachsen sollten doch am allermeisten gefeit sein gegen solchen Verdacht, der bei magyarischen Überpatrioten immer wieder laut wird. Und so läßt sich die Erörterung über diesen Gegenstand in die eine Formel zusammenfassen: nur den Deutschen in Ungarn fehlt die geographische Vorbedingung dafür, daß sie außerhalb des Landes den Schwerpunkt ihrer nationalen Bestrebungen suchen. Alle andern nichtmagyarischen Völker Ungarns — Rumänen, Slowaken, Kroaten, Serben, Ruthenen — können in nächster Nähe einen starken Rückhalt finden an großen Massen Rassenverwandter. Das ängstigt auch die Magyaren, und aus dieser beklemmenden Angst richtete Ludwig Kossuth noch vor einem halben Jahrhundert an sein Volk die Mahnung, die Magyaren müßten sich beeilen, diese „fremdsprachigen“ Staatsbürger zu magyarisieren, bevor es zu spät sei.

Heute ist es zu spät. Der „einsprachige magyarische Nationalstaat“ kann heute viel weniger geschaffen werden als vor fünfzig Jahren. Das nervöse, stets angriffsbereite Nationalgefühl der Magyaren hat die Mitnationen verblüffend rasch angesteckt. Sie haben zum Teil erst in den allerletzten Jahrzehnten gelernt, sich ihrer Eigenart als Volkspersönlichkeit bewußt zu werden. Die einen lernten es in Prag, wo sie hinzogen, weil ihre ungarländischen Gymnasien geschlossen wurden, die andern in den magyarischen Lehranstalten, wo magyarische Lehrer und Schüler den „Fremden“ keine Demütigung ersparten, die dritten im Verkehr mit den Verwaltungsbeamten, denen von oben her die Mission eingepflegt wird, den Nationalstaat im kleinen aufzubauen und

---

\*) Vgl. die Karte von Professor Langhans „Deutsches Sprachgebiet in Mitteleuropa“, Gotha, Justus Perthes. Sie dürfte als nationales Anschauungsmittel eigentlich in keiner deutschen Schule fehlen. Auch die Sprachenkarte von Österreich-Ungarn und Rußland im „Handbuch des Deutschtums im Ausland“ (herausgeg. vom Allgemeinen Deutschen Schulverein) gibt zuverlässigen Aufschluß. Dieses Handbuch gehört ebenso sehr in jede Lehrerbibliothek wie das „nationale Handbuch“ von Alfred Geiser: „Deutsches Reich und Volk“ (München, 1906).

den Wert des Bürgers zu messen an dessen Bereitwilligkeit, sein Volkstum zu verleugnen. Unendlich viel Magyarenfeindlichkeit ist ferner gezüchtet worden in den Staatsgefängnissen; sie sind fast immer überfüllt von Männern, die angeblich „zum Haß gegen die magyarische Nation aufgereizt haben“. Die Zellen dieser Gefängnisse sind die beste Pflanzschule für solchen Haß; hier kann er sich in quälender Einsamkeit zur wahren Glühitze entwickeln. Der Mann wird allein schon durch seine Gefangenschaft zum gefährlichsten Agitator, ohne selber auch nur einen Finger zu rühren. Denn mag er persönlich auch noch so unbedeutend sein, das Martyrium für sein Volk gibt ihm eine Gloriole ohne gleichen. Die Lücke, die er in der Volksgemeinschaft läßt, sieht der einfache Mann täglich und empfindet die brennende Wunde am eigenen Leib, die der magyarische Chauvinismus dem einzelnen „Agitator“ zugebracht, um zugleich dessen Anhänger zu verängstigen.

So bewegt sich die magyarische Politik in einem ewigen *circulus vitiosus*. Sie fürchtet die Nähe der Millionen Blutsverwandter rings um Ungarn herum und treibt die eigenen Staatsgenossen durch ihre Unduldsamkeit den Brüdern jenseits der Berge in die Arme. Noch ist es selten zu offenkundigen Versuchen gekommen, in die Länder der ungarischen Krone Bresche zu schlagen; aber daß z. B. in Belgrad allerhand Fäden zusammenlaufen, die sich in Zeiten innerer Wirrnis oder äußerer Verwicklung zu einem sehr festen Netz verdichten können, ist schon wiederholt aktenmäßig festgestellt worden.

Bis zum Überdruß wird den Magyaren das Wort eines ihrer feurigsten Patrioten und zugleich besonnensten Staatsmänner, Franz Deak, zugerufen, man möchte doch den Nichtmagyaren in ihrem ungarischen Vaterland „die Verhältnisse lieb machen“, dann werde sich mit ihnen leidlich leben lassen. Umsonst, — der Kelch des Unsinns muß bis zur Neige geleert werden, und der Kossuthismus ruht nicht, bis er alle, die nicht auf sein politisches Dogma schwören, gegen sich aufgehetzt und den „Haß gegen die magyarische Nation“, wonach die Büttel des Staates in der Presse, in der Schule und Kirche, in der Gesellschaft unablässig

spüren, bis in die verschwiegensten Täler der Karpathen, bis in die einsamsten Hütten der ungarischen Heide getragen hat, wo man noch an dem Glauben festhält, daß es selbst in Ungarn nicht nur einen „Magyarengott“ (magyar isten) gibt und daß Kultur und sogar ungarische Vaterlandsliebe auch gepflegt werden kann, wenn man nicht zum Verräter am Vatersnamen oder an der Muttersprache wird.

Die Magyaren sehen es zuweilen wohl ein, daß es nicht zu einem guten Ende führen kann, wenn sie alle anderssprachigen Staatsbürger zu Feinden machen, und suchen darum von Zeit zu Zeit mit einem ihrer Mitvölker ein Sonderabkommen zu treffen. Einmal sind es die Kroaten, deren Obstruktion im ungarischen Reichstag unbequem zu werden droht; dann gibt's Verbrüderungs-szenen und geheime Abmachungen darüber, wie die ersten schüch-ternen Anfänge eines südslawischen Staates im Staate vorbereitet werden sollen — auf Kosten Österreichs, durch Rückgewinnung Dalmatiens, das nach ungarischem Staatsrecht „nur tatsächlich“ zu Österreich gehört —, dann spielt ihnen aber wieder ihr poli-tisches Temperament einen Streich, sie „nationalisieren“ das kroatisch-slawonische Eisenbahnwesen und dulden es nicht, daß im ungarischen Abgeordnetenhaus kroatisch gesprochen wird, wie es die zu Recht bestehende Hausordnung gestattet. Das Ende der kroatisch-magyarischen Freundschaft ist, daß der neue, zur Bändigung der Freunde von gestern eingesetzte Banus von Kroatien sich in Agram kaum aus dem Hause wagen darf, ohne von einem Steinhagel begrüßt zu werden. Und kurz darauf werden in derselben Stadt Entdeckungen gemacht, die zur Genüge be-weisen, wie leicht der Weg zum südslawischen Reich, in diesem Falle von Agram nach der Hauptstadt Serbiens, zu finden ist, auch ohne magyarische Vermittelung.

Ein andermal paktiert man mit den Siebenbürger Sachsen, sichert ihnen die Anerkennung alter Rechtsansprüche auf das Nationalvermögen der „Sächsischen Universität“ zu, damit reichere Mittel zur Befriedigung ihrer kulturellen Bedürfnisse flüssig gemacht werden; die Regierung stellt sogar ausgiebigere Unter-stützung deutscher Schulen in Siebenbürgen und der schulerhaltenden

evangelischen Landeskirche in Aussicht, löst das Versprechen sogar ein — wozu der Staat nebenbei gesagt schon durch die Gesetzgebung der Jahre 1848 und 1868 ausdrücklich verpflichtet war; aber unmittelbar darauf werden neue Magyarisierungsgesetze geschaffen, die den Zweck haben, unter dem Titel der Regelung der Lehrergehälter das nichtmagyarische Schulwesen in beleidigendste Abhängigkeit von der Regierungsgewalt zu bringen. Durch diese gesetzlichen Bestimmungen wird den übrigen Deutschen, die sich früher ihre deutschen Schulen abschwaizen oder abtrozen ließen, die Möglichkeit abgeschnitten, die deutsche Muttersprache wieder zu ihrem Recht kommen zu lassen, nachdem sie eingesehen, was sie preisgegeben haben und daß nun das deutsche Bauernkind überhaupt nichts mehr lernt, weil Magyarisch hier lediglich Schulsprache ist, die im Dorfe im besten Fall nur gerade von einer Handvoll Beamten gesprochen wird, und der Schulmeister noch nicht geboren wurde, der inmitten einer anderssprachigen Bevölkerung einem Kinde in der Schule ein fremdes Idiom soweit beibringt, daß es sich nach Vollendung des vierten Jahrgangs in dieser Sprache seinen Verhältnissen entsprechend vollkommen ausdrücken könnte. Das fordert aber das Volksschulgesetz, und der Lehrer, der dies Unmögliche nicht möglich macht, ist straffällig, kann — wenn mildernde Umstände angenommen werden — in den Ruhestand versetzt, wenn nicht, ohne weiteres entlassen werden.\*) Was nach pädagogischen Erfahrungen aller Völker und Zeitalter nirgends sonst erreicht werden kann, wird sich hier nicht leichter erzwingen lassen, wo es sich um den geist- und zwecklosen Drill in einer Sprache handelt, die mit keinem Zweig des indogermanischen Sprachstamms auch nur in losester organischer Verbindung steht. Was soll aber erst zu der Bestimmung gesagt werden, wonach eine doppelte Unterrichtssprache vorgeschrieben wird, wenn in den nichtmagyarischen Schulen sich einzelne Schüler zur magyarischen Muttersprache bekennen?!

---

\*) §§ 19, 22a ff. des Gesetzartikels XXVI: 1907. Mit Anmerkungen versehen von Dr. jur. Guido Gündisch (Kronstadt, H. Zeidner, 1907).

Tückisch ist das Gesetz bei sachlichster Beurteilung von Anhängern des weitestgehenden Opportunismus gegenüber dem Magyarentum genannt worden; tückisch ist das Gesetz vor allem deshalb, weil es dazu dient, den Lehrer, die Schule zum slavischen Werkzeug der „magyarischen Staatsidee“ zu erniedrigen, des Phantoms, in dessen Bann das Magyarentum seine besten Kräfte verzehrt, Ungarns treueste und fähigste Staatsbürger verbittert und zu kultureller Dekadenz verurteilt.

\* \* \*

Sie haben sich aber grausam verrechnet, die Meister der „Staatsidee“; denn zu derselben Zeit, da diese Fallstricke gelegt wurden, haben die Deutschen in Südungarn die „Ungarländische deutsche Volkspartei“ gegründet und damit den ersten Schritt dazu getan, sich politisch zur Geltung zu bringen; jene sonderbaren Zumutungen eines „Paktierens“ zwischen Wolf und Lamm verlieren damit auf sehr natürliche Weise ihren Boden. Die Partei hat im Temesvarer „Deutschungarischen Volksfreund“ und im Werschezer „Südungarischen Generalanzeiger“ ausgezeichnete Helfer, wenn sie auch schwer um ihre Existenz ringen, weil die Abnehmer dieser nationalen Blätter unter scharfer Aufsicht stehen und ungewöhnlicher Mut dazu gehört, sie zu halten oder gar mit Inserataufträgen zu unterstützen. Da ist das Schlagwort vom vaterlandsverräterischen „Pangermanismus“ geprägt worden, um ängstliche Gemüter abzuschrecken. Jeder Stuhlrichter, jeder Dorfnotär, jeder Postmeister lauert auf „pangermanische“ Schriften, und wie es um die Wahrung des Briefgeheimnisses bestellt ist, weiß jeder, der auf der schwarzen Liste steht. Einigermassen verdächtige Briefe werden skrupellos erbrochen und mit dem unschuldsvollen postalischen Vermerk „Bei der Manipulation verletzt“ zugestellt, oder es heißt, der Brief sei geöffnet worden, weil der Verdacht obwaltete, daß zollpflichtige Gegenstände im Brief steckten. Dabei vergißt man aber, den Adressaten vorher von der beabsichtigten amtlichen Öffnung zu verständigen. In einem solchen Fall führte ich zur Zeit, als ich noch in

Ofenpest mein Mandat als Reichstagsabgeordneter der Stadt Kronstadt ausübte, persönlich Beschwerde beim Oberpostdirektor; er war etwas betreten, als ich die Vermutung aussprach, es bestehe in Ungarn vielleicht eine Art „schwarzes Kabinett“, meinte aber, die unterlassene Verständigung sei bloß auf ein Versehen des betreffenden Beamten zurückzuführen; er werde jedoch verfügen, daß mein Posteinlauf fortan mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt werde. Das war ja schon bisher etwas reichlich geschehen! . . .

Es wäre unbillig, für solch unwürdiges Spitzelsystem, das man im öffentlichen Interesse nicht schonungslos genug an den Pranger stellen kann, das magyarische Volk als solches verantwortlich zu machen. Seinem Charakter, wo er noch unverdorben ist, entspricht es eigentlich durchaus nicht, auf solchen Schleichwegen sich betreten zu lassen. Ich könnte aus eigener Erfahrung Beweise dafür erbringen, daß der echte Magyare Verständnis hat für eine offene, wenn auch noch so entschiedene Gegnerschaft. Aber die einzelnen Individuen eines Volkes leiden immer unter der Verkehrtheit und Verderbtheit des herrschenden politischen Systems; und je kleiner das Volk ist, desto mehr fühlt es sich zur einigen Partei zusammengeschweift, desto weniger kann sich der einzelne dem Parteizwang entziehen. Die Parteimoral wird zur patriotischen Tugend, und wer sich dagegen vergeht, wird gesteinigt. Darum ziehen sich die besten Elemente unter den Magyaren vom politischen Getriebe zurück — und schweigen. Das einzige, was sie zum Reden bringen könnte, wäre ein andauernd fühlbarer entschiedener Wille in Wien oder auch das zielbewußte Auftreten der nichtmagyarischen Nationalitäten mit den Deutschen an der Spitze.

Und dazu wird es kommen. So paradox es klingen mag: zum Segen der Magyaren selbst. Wenn sie die geschlossene Phalanx der Deutschen, Rumänen und Slawen im offenen Kampf ums Recht aufmarschieren sehen, wird sich der angedeutete psychologische Prozeß im Magyarentum unfehlbar vollziehen; es wird dem männlichen Gegner die Achtung nicht versagen, wird ihn erbittert bekämpfen, aber dann um so schneller zur Abrüstung und zu einem

ehrenvollen Frieden bereit sein, je drastischer der Beweis geführt werden wird, daß die Entnationalisierung der — nach amtlicher Statistik — größeren Hälfte einer Landesbevölkerung ein Unding ist. Das geschieht nicht von heute auf morgen; die Zeit ist noch nicht reif dazu, doch sie naht langsamen, sicheren Schrittes. Möge sie dem schönen Land nicht zu gewaltsame Erschütterungen bringen, den Kranz der Nationen nicht zu arg zerpfücken!

---

## VI.

### Schule und Kirche in Siebenbürgen.

Der ganze unblutige, aber darum nicht minder erbitterte Völkerkampf in Ungarn ist in der Hauptsache ein Kampf um die Existenz der Schule. Er schlägt tiefere Wunden als das Schwert von Stahl und entfremdet die Menschen, die durch den Gang der Geschichte zu einer harmonischen Arbeitsgemeinschaft verbunden wären, nachhaltiger als die Furie des Bürgerkrieges; denn wer einem Volk die Schule raubt, indem er sie auf ein niedrigeres Niveau herabdrückt, sucht Kinder und Kindeskinde geistig zu töten oder in schmachvollen Janitscharendienst zu zwingen.

Auch wenn der Nichtmagyare für die Erweiterung seiner politischen Rechte sich einsetzt, gilt dieses Ringen mittelbar der Erhaltung oder Wiedererweckung der Schule, weil die gesetzgebende Körperschaft Ungarns in ihren magyarisatorischen Angriffen zuletzt immer wieder auf die Schule zielt, wo man den Lebensnerv der Gegner zu treffen hofft. Finden aber die Nichtmagyaren im Parlament eine ihrer Volkszahl angemessene Vertretung, so kann die Freiheit der Schule hier am besten geschützt werden.

Die geschichtliche Entwicklung hat es mit sich gebracht, daß die Siebenbürger Sachsen das feinstverzweigte Schulwesen im Lande besitzen. Die Ansiedler, die im zwölften Jahrhundert vom ungarischen König Geisa II. in die „Öde“ („desertum“) des siebenbürgischen Waldlandes, der einstigen römischen Provinz Dazien, gerufen wurden, erhielten weitgehende Privilegien; ihren vollendetsten Ausdruck fanden diese im „Goldenen Freibrief“, der

ihnen 1224 vom König Andreas II. ausgestellt wurde.\*) Das Wesentlichste in dem „Freitum“ der Siebenbürger Sachsen, wie es sich in dem „Andreanum“ darstellt, lag in der Anerkennung, daß sie ein Volk bilden („unus sit populus“). Das ist die sächsische „Universität“, d. h. „Gesamtheit“, der eine weitgehende Autonomie in der politischen und kirchlichen Verwaltung und im Justizwesen zuerkannt wurde. Auch militärisch — wenn man diese Bezeichnung auf jene Zeiten anwenden will — nahmen die Sachsen eine Sonderstellung ein, ähnlich derjenigen des ungarischen Adels. Sie bildeten gleich ihm und den Szeklern eine „ständische Nation“. Die Gleichmacherei des neuern ungarischen Staatsgedankens hat alle Vorrechte der Sachsen beseitigt, die „Sächsische Universität“ ist zur einfachen Vermögensverwaltungsbehörde herabgesunken, deren Verfügungsrecht über sächsisches Nationalvermögen durch einen Gewaltstreich der ungarischen Regierung nahezu illusorisch gemacht wurde. Nur schwere politische Überzeugungsoffer seitens der sächsischen Führer haben es in allerjüngster Zeit ermöglicht, daß Millionenwerte der „Universität“ kulturellen Zwecken zugeführt werden können. Nach der in den siebziger Jahren vom älteren Tisza aufgestellten Theorie gelten aber auch Magyaren und Rumänen, die im alten Sachsenlande („Königsboden“, „fundus regius“) wohnen, politisch als „Sachsen“ und partizipieren auf diese Weise ebenfalls an dem

---

\*) Abgedruckt im 20. Band der Sammlung belehrender Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend: „Siebenbürgen, Land und Leute“. Mit 14 Abbildungen. Berlin, Hermann Paetel, 1906.

Eine zusammenhängende und erschöpfende Darstellung der Geschichte der Siebenbürger Sachsen (bis zum Jahre 1700), volkstümlich geschrieben und doch mit dem ganzen Rüstzeug der Wissenschaft ausgestattet, ohne daß diese aufdringlich hervortritt, hat den Sachsenbischof D. Georg Daniel Teutsch zum Verfasser; der zweite Band (Hermannstadt, W. Krafft, 1907) behandelt die Zeit von 1700—1815 und ist ein Werk seines Sohnes und zweiten Amtsnachfolgers D. Friedrich Teutsch. Die Verschiedenheit des Stiles in der Geschichtschreibung zweier Menschenalter, jeder in ausgeprägter Eigentümlichkeit, verleiht der vergleichenden Lektüre noch einen besonderen Reiz.

sächsischen Nationalvermögen, während einige sächsische Gaue, wie das Keener Gelände, die nicht auf Königsboden liegen, von der Beteiligung ausgeschlossen sind.

Noch mehr als durch die — später ohnehin zertrümmerte — politische Einheit ist das Volk eins geworden durch den frühen und rasch vollzogenen Eingang der Reformation im Sachsenland. Sie hat um die Volksgenossen das geistige Band geschlungen, dem es größtenteils auch heute seine nationale Widerstandskraft verdankt. Die zersetzende Kraft der konfessionellen Streitigkeiten und die Verschiedenheit in der kulturellen Entwicklung, worunter das Deutschtum sonst überall auf der Erde gelitten hat und noch leidet, war hier vollständig ausgeschaltet. Die politische Ohnmacht des Reiches während der Türkenkriege begünstigte die Ausbreitung der Reformation unter den Sachsen. Johannes Honterus, den Luther selbst einen „Apostel des Ungarlandes“ nannte, machte die neue Lehre zunächst in Kronstadt heimisch, und nach kurzem Widerstreben der politischen Behörden gewann sie unter den Sachsen überall festen Boden.\*) Honterus war auch der Reformator des deutschen Schulwesens; er gründete ferner in Kronstadt die erste Buchdruckerei Ungarns. Die Zeiten der Gegenreformation brachten zwar auch für die Sachsen mancherlei Ungemach mit sich, aber der Protestantismus in all seinen Lebensformen hatte im Volke schon zu tief Wurzel gefaßt, als daß ihm daraus eine dauernde Schädigung hätte erwachsen können.\*\*)

\*) Über die Einführung der Reformation in Siebenbürgen sowie über sämtliche sieben Einzelkirchen berichtet Friedrich Teutsch in der Schrift: „Die kirchlichen Verhältnisse Siebenbürgens“ (Sonderabdruck aus den Deutsch-evangelischen Blättern, Halle a. S., Verlag von Eugen Strien, 64 Seiten). Die Arbeit war ursprünglich für die Herzogsche theol. Realencyklopädie bestimmt, wuchs jedoch über den gegebenen Rahmen hinaus; so ist sie auch dem nicht zünftig-theologischen deutschen Publikum, das sich über diese komplizierten Verhältnisse schnell orientieren will, leichter zugänglich gemacht.

\*\*\*) Der siebenbürgische Magyare spricht von einer „sächsischen Religion“ (szász vallás) und identifiziert damit ganz richtig für siebenbürgische Verhältnisse Deutschtum und Protestantismus.

wenigen Abtrünnigen, die durch Drohungen und Lockungen sich zum Glaubenswechsel verleiten ließen, vermochten die innere Einheit nicht zu stören, und die geistig Aufstrebenden unter ihren Nachkommen suchten und fanden wieder den Anschluß an die evangelische Landeskirche. Sogar einen Gewinn hat das sächsische Volk aus der Zeit der Gegenreformation unter Maria Theresia zu verzeichnen, indem Deutsche z. B. aus dem Salzburgischen hierher auswanderten, weil sie in der alten Heimat wegen ihres Glaubens bedrängt wurden. Ihnen folgten später Baden-Durlacher und andere. Alle haben sich hier gut eingebürgert.

Kirche und Schule standen bei den Siebenbürger Sachsen immer in gutem Verhältnis zueinander. Das liegt zum Teil auch an ihrer äußeren und inneren Verbindung; sie führt der Kirche immerfort Laienelement zu, das Verständnis hat für die geistigen Bedürfnisse der Kirche und sie vor Verknöcherung bewahrt, während die Lehrerschaft auch theologisch gebildet ist und die Religion im Organismus der Schule nicht als Fremdkörper empfindet oder auch nur als einfachen Lehrgegenstand behandelt und isoliert. Der Gymnasial- und Realschullehrer studiert auch Theologie und unterzieht sich in Hermannstadt einer theologischen Prüfung; mit ihr ist eine Prüfung in Deutsch verbunden — eine doppelte Notwendigkeit, seit die Lehramtsprüfung infolge des ungarischen Mittelschulgesetzes (1883) an der Universität in Klausenburg oder Ofenpest in magyarischer Sprache abgelegt werden muß, obwohl die Unterrichtssprache in allen sächsischen Schulen die deutsche ist.\*) Die Pfarrer hinwiederum gehen — abgesehen von einer kleinen Gruppe von „Nurtheologen“ — aus dem Schuldienst

\*) Durch diese Prüfung erhält der sächsische Kandidat des höheren Lehramts auch die Befähigung zur Anstellung an den staatlichen (magyarischen) Schulen. Dort sind die Lehrer viel besser bezahlt. Jeder Sachse, der sich also in den Dienst seiner deutschen Schule stellt, bringt persönlich fürs ganze Leben ein großes finanzielles Opfer; und doch kommt es durchschnittlich in einem Jahrzehnt nicht mehr als einmal vor, daß ein Volksgenosse der Verlockung erliegt und zur magyarischen Schule übergeht. Selbst der Lehrstuhl an einer Landesuniversität übt keine hinreichende Anziehungskraft auf den in der deutschen Schule Eingewurzelten aus. Wie ernst

hervor, zu dem sie sich denselben Befähigungsnachweis zu erwerben haben wie die Kollegen, die nicht ins Pfarramt übertreten wollen. Die Volksschullehrer erhalten ihre Vorbildung im theologisch-pädagogischen Landeskirchenseminar in Hermannstadt. Kleinere Gemeinden wählen ihre Geistlichen aus dem Kreis dieser seminaristisch gebildeten Lehrer. Die „Akademiker“ werden von der Landeskirche als Schulbehörde verpflichtet, wenigstens zwei Jahre an deutschen Universitäten zuzubringen. Bis zum Jahre 1907 waren es sogar drei Jahre; die übermäßigen staatlichen Forderungen auf dem Gebiete des magyarischen Sprachunterrichts veranlaßten die Landeskirche leider zur Herabsetzung der deutschen Studienzzeit. Wer es aber nur irgend möglich machen kann, setzt lieber ein fünftes Studienjahr zu, um längere Zeit im deutschen Mutterlande zu verweilen. Ebenso gehören die sächsischen Juristen und Mediziner, die nur auf ungarischen Hochschulen studieren, trotz des magyarischen Prüfungszwangs zu den seltensten Ausnahmen. Wien, Graz, Innsbruck, Berlin, Jena, Marburg und andere deutsche Universitäten zählen eine ganz erkleckliche Kolonie siebenbürgisch-sächsischer Studenten. Gern werden sie auch aktiv in Turnvereinen, Burschenschaften und im Verein deutscher Studenten. Die Corps ziehen sie weniger an, weil hier der nationale Gedanke für den Fernerstehenden nicht immer so scharf hervortritt und weil wohl auch die finanziellen Ansprüche an den weithergereisten Studiosus meist zu groß sind. Zu Hause kennt aber der Bursche und der „alte Herr“ keine trennenden Schranken zwischen „Büchsier“ und „Corpsier“, zwischen schwarzen und farbigen Verbindungen aller Art, da ist junges und altes Volk wieder „eins“ — unus est populus. Den Luxus solcher Zersplitterung,

---

es im übrigen der Sachse damit nimmt, daß er beim akademischen Studium den Anforderungen des Staates ebenso genüge wie denen des Volkstums, beweist die von Professor Buchholzer herausgegebene Anleitung der sächsischen Hochschüler zur richtigen Benützung der wissenschaftlichen Hilfsmittel, der Universitätseinrichtungen usw. (Hermannstadt, 1907). Die Schrift wurde von Vertretern aller Fakultäten zusammengestellt und ist ein ausgezeichnetes Vademekum für den deutschen Studenten in Siebenbürgen und auch im übrigen Ungarn.

über deren tieferen Sinn sich auch hier im Reiche die weniger Eingeweihten wohl nicht immer ganz klar sind, kann sich der Deutsche „in der Zerstreung“ nicht leisten.

Die siebenbürgisch-sächsischen Hochschüler allesamt haben ihre in der Regel alljährlich — Ende August — wiederkehrenden Tagungen, die sich an die „Sächsischen Vereinstage“ anschließen. Ein loser Zusammenhang durch Ortsgruppen besteht auch in den einzelnen Universitätsstädten, wo Sachsen studieren; die Sitzungen eines festgegliederten Bundes wurden von der ungarischen Regierung nicht genehmigt, wahrscheinlich, weil man in landesüblicher Angst eine „pangermanische“ Verschwörerorganisation darin vermutete.

\* \* \*

In den 249 Pfarr- und fünf Tochtergemeinden der evangelischen Landeskirche Siebenbürgens gibt es — nach einer Aufstellung vom Jahre 1900 — insgesamt 255 ein- bis achtklassige Volksschulen, daneben eine Anzahl Knaben- und Mädchenbürgerschulen, diese mit anschließenden Fortbildungskursen in der Art der Frauenschule der preussischen Mädchenschulreform von 1908 — natürlich in bescheidenerem Aufbau —, ferner eine Realschule (Kronstadt), eine Oberrealschule (Hermannstadt), fünf Vollgymnasien (Hermannstadt, Kronstadt, Schäßburg, Mediasch, Bistritz), zwei Untergymnasien (Mühlbach und Sächsisch-Reen), ein Landeskirchenseminar (Hermannstadt), wozu später noch eine Lehrerinnenbildungsanstalt kam (Schäßburg); außerdem besteht in Kronstadt eine Kindergärtnerinnenbildungsanstalt, aus der die sächsischen Kindergärtnerinnen und Bewahranstaltsleiterinnen hervorgehen. In allen Landgemeinden wird die männliche erwachsene Jugend in Fortbildungsanstalten unterwiesen, in den meisten Landgemeinden auch die weibliche. Ackerbauschulen gibt es in Mediasch, Marienburg und Bistritz, Gewerbelehrlingschulen in allen Städten und in den größeren Marktgemeinden, Handelsschulen in Hermannstadt und Kronstadt.

Unter den Sachsen ist eine achtjährige Schulpflicht eingeführt (nach dem Staatsgesetz sechsjährig). Etwa 29 Prozent der Schüler

an den höheren Schulen der Landeskirche sind „fremdkonfessionell“, wohl ein Beweis der Leistungsfähigkeit und zugleich ein erfreuliches Zeichen, daß die deutsche Sprache in Ostungarn auch von den Nichtdeutschen sehr geschätzt wird.\*)

Früher bekamen die sächsischen Schulen auch aus Rumänien viele Schüler, deren Eltern es daran lag, ihren Kindern eine gediegene deutsche Bildung angedeihen zu lassen. Nachdem aber der magyarische Sprachunterricht von der Unterstufe der Elementarschule bis zum Abiturium in wachsendem Maße verbindlich gemacht worden war, blieben die Gäste von jenseits der Karpathen aus. Magyarisch zu lernen hat für sie nicht den geringsten Wert, während das Deutsche ihnen im Verkehr nach Ost und West Lebensbedingung ist. Auch die siebenbürgischen Rumänen sind jetzt mehr genötigt, sich auf den Besuch ihrer eigenen Anstalten zu beschränken oder magyarische aufzusuchen, weil die Anforderungen im Magyarischen ihre natürlichen Bedürfnisse nach deutscher Bildung zurückdrängen. Darum klagen auch führende Rumänen über den „sichtbaren Niedergang der sittlichen und geistigen Bildung der zur Intelligenz gehörenden rumänischen Jugend“. Die Hauptursache dieser tief bedauerlichen Erscheinung findet der Verfasser eines Aufsatzes in der Arader „Tribuna“ (Juli 1908) darin, daß, während die ältere Generation in der „ernsten, soliden und methodischen deutschen Schule“ erzogen worden sei, heute die Zahl derjenigen immer größer werde, die in der magyarischen Schule ihre Erziehung genossen hätten. Es sei nicht nötig, meint der Verfasser weiter, die üblen moralischen und intellektuellen Wirkungen der letzteren, ihre Minderwertigkeit gegenüber der alten deutschen Schule nachzuweisen. Schon Slavici (eine politische Autorität unter den Rumänen) habe in seiner tief eindringenden Weise gezeigt, daß die moralischen Effekte der magyarischen Schule identisch seien mit der Semitisierung der Sitten der Ru-

---

\*) Friedrich Reimesch, „Die Gliederung des Kirchen- und Schulwesens der Siebenbürger Sachsen“ (mit Karte), in der „Deutschen Erde“, Jahrgang 1904, Heft 1 (Gotha, Justus Perthes, herausgegeben von Professor Langhans).

mänen.\*) Was das Wissen betreffe, so sei dies der heutigen rumänischen Jugend zweiter wunder Punkt. Doch sei sie daran weniger schuld; denn man könne sie nicht für die Sünden ihrer Schule verantwortlich machen. In den meisten magyarischen höheren Schulen herrsche ein System vernunftlosen Drills, „ein wahrer Stumpfsinn“. Außer der ungarischen Geschichte und Literatur gebe es dort nichts. Für den Absolventen einer magyarischen höheren Schule bestehe die Geschichte der menschlichen Kultur ausschließlich aus der Geschichte der magyarischen Kultur. Und die rumänische Kultur? Man werde doch nicht die Unterweisung in der rumänischen Kultur von der magyarischen Schule verlangen, von ihr, die vor jeder fremden Kultur einen Schauer habe, die ihre Zöglinge lehre, daß es ein Vorzug sei, eine Weltsprache wie die deutsche nicht zu kennen, die sie in bewußter Weise gegen fremde Kultur abschließe, sei es die deutsche oder die französische.

Die Magyaren schneiden sich aber ins eigene Fleisch, wenn sie durch tunlichste Magyarisierung des öffentlichen Lebens die Rumänen nötigen, magyarische höhere Lehranstalten zu besuchen, und es ist für die bewußte „Staatsidee“ kein Gewinn, wenn z. B. das magyarische Gymnasium in Hermannstadt von rumänischen Schülern förmlich überschwemmt wird. Der magyarische Lehrer kann nun einmal seinem nationalen Temperament keinen

---

\*) Solche Animosität gegen das Judentum seitens führender Rumänen und auch anderer Nichtmagyaren ist psychologisch begreiflich. Die ungarländischen Juden haben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine zu weitgehende Neigung bekundet, sich der magyarischen Nation eng anzuschließen, die im Hufarenritt alles einholen wollte, was ihr im Vergleich mit den umwohnenden Kulturvölkern durch das fehlende Jahrtausend europäischer Entwicklung abgeht. So wurden die Juden mit ihrer viel älteren Geschichtserfahrung und infolge ihres Mangels einer bestimmten nationalen Prädisposition den Magyaren in vielen Dingen Wegweiser und Lehrmeister, und so wendete sich auch seitens der von den Magyaren Unterdrückten der Haß vielfach gegen deren wirkliche oder vermeintliche politische „Einpeitscher“. Die besonneneren Elemente unter den Juden — z. B. in Wien — warnen vor dieser ihnen selbst drohenden Gefahr

Zügel anlegen und läßt es an Herausforderungen und Demütigungen des fremden Volkstums nicht fehlen. Und das erzeugt beim Rumänen eine Wildheit des Nationalgefühls, die in der Schule des geläuterten Volksempfindens der Deutschen keinen Nährboden fand. Der Rumäne hat sich durch die Jahrhunderte seiner absoluten politischen Rechtlosigkeit, während die ständische Verfassung in Kraft war, gewöhnt zu schweigen, wenn ihm eine Kränkung widerfährt. „Tine minte“ heißt eines seiner beliebtesten Sprichwörter: „Halt' im Sinn!“ — und er denkt dazu: „Warte auf die Gelegenheit, wo du dich rächen kannst!“ Mag sich darum auch der persönliche Verkehr zwischen Magyaren und Rumänen oft in viel glatteren Formen abspielen als zwischen dem Magyaren und dem nationalgesinnten Deutschen, dem das Herz schnell auf der Zunge ist und der „den Zorn der freien Rede“ von seinen Vätern geerbt hat, so vergißt der Rumäne doch nicht, was man ihm Übles angetan. Er wartet und — „hält im Sinn“. Und er kann warten; denn sein Volk ist bedürfnislos und strebsam und erfreut sich dabei eines Kindersegens, mit dem nur noch die Deutschen in Südungarn und Slawonien wetteifern können. Das ist seine Zukunftsmusik.

\* \* \*

Es ist für die Siebenbürger Sachsen keine kleine Aufgabe, ihr Schulwesen, von dessen Verästelung bis in die entferntesten Teile schon seit Jahren. Und die Juden im Deutschen Reich würden ihren Glaubensgenossen in Ungarn auch einen unschätzbaren Dienst erweisen, wenn sie zur Vorsicht mahnten! Dank werden die ungarischen Juden von den Magyaren am allerwenigsten ernten, wenn diese einmal gewahr werden, in welche Sackgasse ihre politischen Halluzinationen sie getrieben haben. Es könnte daher wirklich der Fall eintreten, daß die ungarischen Juden — wie ein Wiener zionistisches Blatt wiederholt auseinandergesetzt hat — zwischen zwei Mühlsteine geraten. Und wenn schon die Volksleidenschaften entflammt sind, wird zwischen Schuldigen und Unschuldigen nicht unterschieden. Es hat übrigens in jüngster Zeit den Anschein, als ob wenigstens ein Teil der ungarländischen Juden das gefährliche Spiel jener Schrittmacher mißbilligte und ein vernünftiges Einlenken befürworten wollte.

des „Sachsenlandes“ die oben mitgeteilten Daten eine beiläufige Vorstellung geben, recht im Gange zu erhalten und in der Konkurrenz mit den staatlichen Anstalten, die gerade in gemischtsprachigen Gegenden aus naheliegenden Gründen aufs glänzendste ausgestattet sind, sich in Ehren zu behaupten. Dabei verzichteten sie aus freien Stücken grundsätzlich auf staatlichen Zuschuß zu den Lehrerbefoldungen, weil dieser nicht bedingungslos gewährt wird. Die Regierung behielt sich bei solcher Unterstützung, zu der sie jeden Augenblick bereit ist, die Ernennung einer oder mehrerer Lehrkräfte vor, und das wäre der Anfang vom Ende der deutschen Schule. Die evangelische Landeskirche als solche hat bis vor kurzem eine Staatsdotation erhalten, die nicht viel mehr ausmachte als die knappe Befoldung des Bischofs. Die jetzt allen Kirchen gewährte Erhöhung dieser Dotation für kirchliche Zwecke wurde nur ermöglicht durch das Drängen der magyrischen evangelischen Schwesterkirchen, die bisher im Vergleich mit der katholischen Kirche auch gar stiefmütterlich behandelt wurden, wenn sie auch immer noch um sehr vieles besser daran waren als die wenig geliebte „sächsische Kirche“.

Die Mittel zur Erhaltung ihrer Schulen bringen die Sachsen hauptsächlich auf durch Selbstbesteuerung nach Maßgabe der persönlich zu leistenden Staatssteuern. So ist jeder seinen Kräften entsprechend an der Kultursteuer beteiligt; und das Schulgeld ist sehr niedrig bemessen, damit auch die ärmeren Volksgenossen nicht zu stark belastet seien. In den Städten sind meist Erziehungshäuser oder Schülerheime (Internate) eingerichtet, wo besonders die Söhne der ländlichen Bevölkerung um billiges Geld oder auch ganz unentgeltlich Unterkunft und häusliche Pflege finden. Die Gründung und Erhaltung dieser Internate ist nur möglich durch die überaus zahlreichen Stiftungen einzelner Volksgenossen und solcher Vereine, die eigens zu diesem Zweck ins Leben gerufen wurden. Von jedem einigermaßen vermögenden Sachsen wird erwartet, daß er in seinem Testament auf die Schule bedacht sei; und es kommt nicht selten vor, daß die Schule Universalerbin ist. Solchem Gemeinsinn verdanken auch die vielen, wenn auch bescheidenen Stipendien für Studierende aller Fakultäten, für Ge-

werbetreibende und junge Kaufleute ihren Ursprung. Die Volksschullehrer haben aus eigenen Mitteln die Stephan Ludwig Roth-Stiftung geschaffen, aus der zeitweilig Mittel für die Kollegen bewilligt werden, die im deutschen Mutterlande das Volksschulwesen studieren.

Über kleinere Stiftungen, etwa zum Andenken Verstorbener, berichten die Zeitungen in Kronstadt und Hermannstadt sozusagen Tag für Tag. Die Zuwendungen sächsischer Geldinstitute zugunsten der Schule und anderer kultureller Einrichtungen zählen alljährlich nach Hunderttausenden von Kronen.

Die Vermögensverwaltung liegt den kirchlichen Gemeindevertretungen und Presbyterien ob, die aus freier Wahl der Gemeindemitglieder hervorgehen. Von diesen Körperschaften werden auch die Pfarrer und Lehrer gewählt. Nur die Bischofswahl bedarf der königlichen Bestätigung; den Bischof wählt die aus Laien und Geistlichen zusammengesetzte Landeskirchenversammlung, der die Kandidaten von den Bezirkskirchenversammlungen aus der Reihe der Kandidaten der Gemeindevertretungen vorgeschlagen werden. Die Kirchenverfassung, in deren Rahmen sich auch das Schulwesen einordnet, ist also demokratisch bis in die letzten Konsequenzen.

\* \* \*

Was das Innenleben der deutschen Schule in Siebenbürgen betrifft, so bemüht man sich nach Kräften, nicht unter das Niveau der österreichischen und reichsdeutschen Schule zu sinken. Das kostet um so intensivere Anspannung der Kräfte, je breiteren Raum der Unterricht im Magyarischen und in der ungarischen Geschichte einnimmt, deren Bildungswert bei allem Patriotismus nicht eben zu hoch anzuschlagen ist. Dabei müssen auch die meisten Lehrbücher im Lande selbst geschrieben und hergestellt werden. Man ist noch froh, wenn wenigstens die ungefährlicheren Handbücher für Latein und Griechisch, für Mathematik und Physik aus dem Auslande bezogen werden dürfen.

Wer sich eine Vorstellung davon machen will, mit welchem Ernst man sich dort der Aufgabe unterzieht, die heimatischen und die von Staats wegen als notwendig befundenen Bildungsbedürfnisse

nisse in Einklang zu bringen mit den Erfordernissen allgemein menschlicher und spezifisch deutscher Kultur, nehme eines der Lesebücher zur Hand, die in den Gymnasien und Realschulen des Sachsenlandes eingeführt sind. \*) Meisterlich ist hier alles Nennenswerte, was deutsche Arbeit in Siebenbürgen bedeutet, eingefügt in das große Bild gemeindeutschen Wesens, und der deutsche Knabe des Karpathenlandes wird sicheren Schrittes geführt bis in das Reich der erlauchtesten Geister der Nation, ohne daß sein ungarisches Vaterland sich über Zurücksetzung zu beklagen hätte, und auch ohne daß die eigenen Leistungen der siebenbürgischen Heimatgenossen in irgendeinem Punkte geschmacklose Überschätzung erführen.

Ein ungewöhnliches Maß sicheren Taktgefühls erfordert die ganze Unterrichtstätigkeit des siebenbürgisch-deutschen Lehrers. Nicht nur die äußere Rücksicht auf die staatlichen Schulinspektoren und auf die nationale Empfindlichkeit anderssprachiger Schüler macht ihm dies zur Pflicht. Es ist ihm doch mit in erster Linie Herzenssache, aus den Kindern seines Volkes Persönlichkeiten aus einem Guß heranzubilden. Die künftigen Männer müssen es ihren Bildnern nachfühlen, daß die Vaterlandsliebe echt und ehrlich gemeint ist, die den Unterricht hier durchweht, und daß man diese Liebe nicht nur einem lästigen Zwang anpaßt. Wenn der Schüler nicht davon überzeugt wäre, bedeutete das — wie alle Lüge — den sittlichen Tod der Schule. Das ist deutsch gedacht; und wer da behauptet, daß die Schule der Siebenbürger Sachsen nicht in diesem Sinn deutsch durchgeistigt sei, hat nie einen Blick in diese Stätten der Bildung getan, deren reine Schwelle auch nicht der Gedanke eines Verrats am Vaterlande überschreitet, an dem Vaterlande, das dem Sachsen kraft seiner Geschichte nicht minder zu eigen geworden ist als den Mitnationen.

Dieser kategorische Imperativ in der Stellungnahme zum Vaterland ist jedoch nicht das einzige Deutsche, was dieser Schule

---

\*) Herausgegeben von Dr. Oskar Netoliczka, Bibliothekar und Professor am Honterusgymnasium in Kronstadt, und Dr. Hans Wolff, Rektor des Bischof Teutsch-Gymnasiums in Schäßburg. Verlag von W. Kraft, Hermannstadt.

den Stempel ihres Volkstums aufdrückt. Das Wissen, das hier vermittelt wird, muß auch eine konkrete Vorstellung von deutscher Art geben. Stolz darauf sein, daß man Deutscher ist, genügt nicht; gerade der Deutsche draußen muß sich klar werden darüber, worin der Wert dieser Art besteht, indem er deutsche Arbeit in allen Formen geschichtlicher Entwicklung und gegenwärtiger Betätigung schätzen lernt. Wenn das nicht geschieht, wird das Nationalbewußtsein zur Phrase. So bewegt sich das Innenleben dieses deutschen Lehrers immerfort zwischen den beiden Polen der Vaterlands- und Volksliebe, und den geheimnisvollen Kontakt zwischen ihnen stets lebendig zu erhalten, ist ihm die schwerste — und schönste Kunst. In ihrer Werkstatt werden die Charaktere für den Kampf ums nationale Dasein gehämmert. Daß die sächsische Frau in derselben Schule für ihre stille, aber nicht geringere Lebensaufgabe heranreifen muß, entspricht nur allgemein deutscher Auffassung.

Bei aller Würdigung der besonderen Schwierigkeiten, denen der siebenbürgisch-sächsische Lehrer gegenübersteht, gewährt doch seine Tätigkeit nach einer Richtung solch beglückende Befriedigung, wie sie sein Amtsgenosse in anderen Verhältnissen gewöhnlich viel schwerer erringt. Er fühlt unmittelbar den Pulsschlag seines kleinen Volks und kann leichter beobachten, wie sich das geistige Leben der Schule dem Fleisch und Blut des Volkskörpers mitteilt. Wie jede Individualität von einiger Schaffenskraft hier deutlichere Spuren ihrer Mitarbeit an der Gesamtheit hinterläßt, so sieht hier auch der gewissenhafte und berufsfreudige Lehrer das Leben, das er in der Jugend erweckt, weit über den Kreis der Schule hinaus wirken, sieht mit eigenen Augen, wie die Schule das Herz der Nation und des Vaterlandes ist.

Das empfindet der deutsche Lehrer in Siebenbürgen als seinen größten Reichtum; das ist füglich in weiterer Anwendung Glück und Reichtum aller Teile dieser enggliederten Volksgemeinschaft. Gäbe es nicht diese Entschädigung für all die Entbehrung und für all die Bitternis, die deutsches Kolonistenlos hier so in Fülle mit sich bringt — wer fände dort noch die seelische Kraft, der Heimerde die Treue zu halten? . . .

## Volkswirtschaftliches.

Die dominierende Stellung der deutschen Schule in Siebenbürgen findet vielleicht ihren beredtesten Ausdruck, wenn in Kronstadt am Schluß des Schuljahres draußen auf tannenumsäumter Waldwiese das Honterusfest gefeiert wird. Die sächsischen Schulen der Stadt pilgern früh morgens in langem Zuge hinaus zu Spiel und jugendlicher Lustbarkeit jeglicher Art; aber aller Jubel, der uns hier umfängt, wird vergeistigt durch den Gedanken, daß dies für die siebenbürgische Reformationsstadt der Tag des protestantischen Deutschtums ist. Gegen Mittag macht sich die Stadt selbst auf die Wanderung. In den Straßen wird es öde, das Geschäftsleben verstummt, auch die Nichtdeutschen feiern, mit und ohne Willen. Die sächsischen Vereine ziehen mit ihren Bannern auf, die deutschen Turner und Sänger, der Gewerbestand, die Kaufmannschaft, alles was deutsch ist, bringt dem Reformator der Schule und Kirche, dem Schöpfer deutscher Renaissance in Siebenbürgen, Johannes Honterus, seine Huldigung dar. Bei aller Einfachheit der Formen, in denen sich dies fest bewegt, ist es ein Sinnbild des deutschen Gedankens, dessen friedlicher Gewalt sich die Völker des Landes nicht entziehen können.

Und es geschieht nicht zu ihrem Schaden. Der siebenbürgische Rumäne, der in deutscher Nachbarschaft lebt, steht unverkennbar auf einer höheren Stufe der Lebensanschauung als sein Volksgenosse im national organisierten Königreich jenseits der Berge und fühlt sich auch als etwas Besseres. Und auf den Magyaren wirkt das deutsche Beispiel auch aneifernd; das geht so weit, daß der Sachse auf manchen Gebieten, wo er sich früher eines gewissen Privilegiums bürgerlicher Arbeit erfreute, jetzt im freien Spiel neuerwachter Kräfte oft Mühe hat, die bevorzugte Stellung zu behaupten. Der sächsische Gewerbsmann, der einst im sicheren

Gehege der Zunft und im alleinigen Besiße des Bürgerrechtes seine Kunst in beschaulicher Ruhe zu hoher Blüte entfalten konnte, kann den Bedingungen einer neuen Zeit nicht immer gerecht werden; ganze Geschlechter, die noch zu sehr in den Anschauungen überlebter geschäftlicher Traditionen verstrickt sind, verschwinden in die ärmlichen Schlupfwinkel des Kleinen und allerkleinsten Beamten- und Schreibertums, und nicht immer werden die verlassenen Posten von agileren und anpassungsfähigeren Männern des eigenen Volkes bezogen.

Aber allmählich treten auch schon Ansätze eines modernen sächsischen Handwerker- und Kaufmannstypus hervor; die Arbeitsvermittlungsstellen der Gewerbevereine in den sächsischen Städten helfen mit, tüchtigen Nachwuchs entsprechend unterzubringen. Daneben entwickelt sich eine neue sächsische Industrie, die an die alten Überlieferungen siebenbürgischen Gewerbefleißes anknüpft, da europäische Handelswege über Kronstadt zum Schwarzen Meer, nach Kleinasien und Ägypten führten; man arbeitet heute mit Rumänien, wo es der König, ein Hohenzoller, nicht verschmäht, stiller Teilhaber zu sein, um sein Land zu industrialisieren; man verschickt Butter und Obst nach Berlin, Tuch und Papier nach dem Orient und sucht das weitere ungarische Vaterland erfolgreich in seinen Geschäftskreis zu ziehen. Die deutschen Banken in Hermannstadt und Kronstadt genießen den besten Ruf im Lande. Die Kronstädter Allgemeine Sparkasse, die älteste in Ungarn, weist in ihrem dreiundsiebzigsten Jahresbericht — 1907 — eine Steigerung des Umlaufes von Pfandbriefen im Werte von 2 164 800 Kronen auf, für jene Verhältnisse und für das Jahr, in dem der ungarische Kredit in Österreich, dem Hauptgeldmarkt für Ungarn, durch die innerpolitischen und wirtschaftlichen Krisen enorm gelitten hatte, eine sehr respektable Leistung. Nun wäre der Augenblick da, neue Absatzstellen auch im Deutschen Reich zu erobern. Ein Entgegenkommen von dieser Seite wäre nicht unzeitgemäß. Wenn hier oft die exotischsten Papiere von sehr fraglicher Sicherstellung zu Millionen Unterkunft finden, müßte es doch auch den sächsischen, auf solider Basis stehenden Pfandbriefen gelingen, hier Freunde und Abnehmer zu finden, zumal sie wesentlich höher verzinst

werden als die deutschen Anlagewerte. Diesen Pfandbriefen (mit 4,5 und 4,2 Prozent Verzinsung, notiert an der Wiener und Pester Börse) sind seitens der ungarischen Regierung alle jene Eigenschaften zuerkannt worden, die erstklassigen Papieren in Ungarn anhaften: Pupillarsicherheit, Steuerfreiheit, Belehbarkeit bei der Österreichisch-Ungarischen Bank, Verwendbarkeit für Militär-Heiratskautionen, Vadien und Geschäftskautionen im gesamten öffentlichen Verkehr. Die Sicherstellung der Pfandbriefe selbst beruht bei der Kronstädter Sparkasse in erster Reihe auf einem aus 3 Millionen Kronen bestehenden Pfandbrief-Garantiefonds, der in Staatspapieren angelegt ist und abgesondert verwaltet wird und dessen zwanzigfachen Betrag der Umlauf der Pfandbriefe nicht übersteigen darf, ferner auf den bei Ausgabe von Hypothekendarlehen den Pfandbriefbesitzern grundbuchlich verschriebenen pupillarischen Hypotheken und endlich auf dem gesamten sonstigen Vermögen der Sparkasse. Die der Anstalt angebotenen Objekte werden nur bis zur Hälfte des durch sie ermittelten Wertes belehnt, und den Aktionären wird satzungsgemäß nur die Verzinsung nach dem jeweiligen Einlagezinsfuß gewährt, weil die Anstalt grundsätzlich das Reinerträgnis nach Abzug der lächerlich geringen Verwaltungsauslagen zur Hälfte den Reserven, zur anderen Hälfte wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken zuführt.

Die Kronstädter Allgemeine Sparkasse wurde im Jahre 1835 als die erste Sparkasse auf dem Gebiet der ungarischen Krone ins Leben gerufen; die Satzungen der Nürnberger Sparkasse sind ihr zugrunde gelegt. In gleichem Geist und mit derselben Sorgfalt wird die Hermannstädter Sparkasse geleitet. Ihrem Direktor, Dr. Karl Wolff, gebührt das Hauptverdienst an der Erneuerung und Erweiterung der volkswirtschaftlichen Organisation unter den Sachsen. Ein jüngeres Institut, das seine Tätigkeit gleich den beiden genannten auch auf das übrige Ungarn erstreckt, ist die rührige Kronstädter Nationalbank, mit Filiale in Großfikinda (Südungarn). Auch in Schäßburg, Bistritz, Mediasch, Mühlbach, Broos, Sächsisch-Reen, Elisabethstadt und in allen größeren Marktgemeinden gibt es Vorschuß-Vereine nach Schulze-Dehlfisch oder Raiffeisenkassen (diese neuerdings sozusagen in jedem säch-

fischen Dorfe) oder Geldinstitute auf breiterer Basis, die sehr gerne auch von den Magyaren und Rumänen in Anspruch genommen werden, weil sie sich wegen ihrer Geschäftsgebarung von geradezu fatonischer Strenge allgemeinsten Vertrauens erfreuen. — Die Bodenkreditanstalt und die Siebenbürger Vereinsbank in Hermannstadt dienen landwirtschaftlichen und innerkolonialisatorischen Interessen. Mit ihnen Hand in Hand sowie mit den Raiffeisengenossenschaften, die nach siebenbürgischem Muster jetzt auch unter den Banater Schwaben Eingang finden, arbeitet der größte deutsche Verein Siebenbürgens, der Landwirtschaftliche Verein; seine Oberverwaltung hat ihren Sitz in Hermannstadt. Starke Aufschwung nimmt in letzter Zeit auch die in eine Aktiengesellschaft verwandelte Genossenschaftsbank in Elisabethstadt. Sie unterstützt die Rückwandererbewegung in Amerika.

Wenn reichsdeutsches Kapital sich hier auch nur in bescheidenem Maß betätigen wollte, so wäre das einerseits für die betreffenden Finanzkreise ein solides und einträgliches Geschäft, andererseits brächte es neues Blut in die Adern des deutschungarischen Geschäftsverkehrs; das Land selbst wäre für solche Auffrischung sehr empfänglich. Wenigstens nach dieser Richtung hat sich der magyarische Chauvinismus als Organ kultureller Hemmung meist wohlthuende Beschränkung auferlegt. So scharf man auch seine staatsrechtliche Eigenbrödelei und seine verwüstende Schulpolitik der letzten Jahrzehnte tadeln mag, so rückhaltlos muß anerkannt werden, daß die wirtschaftliche Innerpolitik der Magyaren auf den bezeichneten Gebieten gerade den Siebenbürger Sachsen gegenüber sich zusehends emanzipiert von engherzigen Vorurteilen; es werden der freieren Entwicklung der Kräfte wenigstens keine Hindernisse bereitet. Und mehr verlangt ja der Deutsche in Ungarn nicht. Hier und dort erfahren wirtschaftliche Unternehmungen der Sachsen neuerdings sogar staatliche Förderung. Die Übertragung der Methode auf andere Kulturgebiete und auf die Politik im engeren Sinn würde weder den Magyaren noch dem Ungarlande zum Nachteil gereichen; der Anschluß an die Zivilisation Westeuropas würde dadurch wesentlich erleichtert und befestigt.

## Der ungarische Kulturkampf.

Die ungarischen Könige, die nach Siebenbürgen Deutsche beriefen und mit weitgehenden Vorrechten ausstatteten, wußten wohl, warum sie das taten. Sie wollten nicht nur „zum Schutze der Krone“ (ad retinendam coronam, wie es im „Goldenen Freibrief“ hieß) schlechtweg Menschenmaterial im Lande ansiedeln, daß dies ein sicherer Besitz bleibe und die Horden der Petschenegen und anderer die Südostmark des Reiches umlauender Räuber-völker abgewehrt würden. Wohl haben sich die Sachsen auch in dieser Hinsicht bewährt und sich allzeit auch als zuverlässige Stützen gegen innere Feinde des Herrscherhauses erwiesen. Das Martyrium der Sachsen im Dienste der Dynastie hat in den Mongolen- und Türkenstürmen unermessliche Opfer gefordert, und ebenso mußten sie bluten für die Befestigung der habsburgischen Herrschaft im Ungarland, für sie auf der einen Seite Haß und Verfolgung, von der andern Seite nicht immer Dank und noch weniger Unterstützung ernteten. Diese Ansiedler wurden aber nicht als ein Heer von Landsknechten zu bezahlter Grenzschutz gedungen, sondern es lag den Fürsten magyarischen Stammes im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gerade an der Einbürgerung des Deutschtums in Siebenbürgen wie in den übrigen Teilen Ungarns. Man wollte die ihrer Volksart eigentümliche Bildung und Gesittung im Lande heimisch machen. Die Habsburger, die dann hauptsächlich im achtzehnten Jahrhundert die Kolonisierung nunmehr in den durch die Türkenkriege entvölkerten und verwüsteten Landstrichen Südungarns fort-

setzen,\*) nahmen nur die Traditionen ihrer magyarischen Vorgänger auf. Wenn daher auf die Kontinuität in der ungarischen Geschichte Gewicht gelegt wird, so muß gerade der deutschen Schule, die nach ihrer Bestimmung zu allererst geeignet ist, jene Bildungswerte zu schaffen, die Möglichkeit gegeben werden, sich zur höchsten Leistungsfähigkeit zu entwickeln. Und das geht nur, wenn der Pflege der Muttersprache der breitetste Raum gewährt wird. Je höher das Niveau dieser Schule ist, desto mehr wird auch das spezifisch deutsche Nationalgefühl vergeistigt und in gewissem Sinn temperiert. Der Magyare kann also mit diesem Effekt in jeder Beziehung zufrieden sein.

Früher hat das Magyarentum das Regiment auch in diesem Sinne geführt. Alles, was an deutscher Arbeit heute im Siebenbürger „Sachsenlande“ lebt, verdankt sein Bestehen — nächst der Stammestüchtigkeit und dem im Kampf um die Existenzgrundlagen erstarkten Kolonistengeist jener Pioniere des Ostens — dem alten ungarischen Staatsgedanken, wie ihn der erste christlich-magyarische König Stephan der Heilige und seine Nachfolger Geisa II. und Andreas II., später Ludwig der Große und Matthias Corvinus praktisch formulierten, die Habsburger des achtzehnten Jahrhunderts aufnahmen und weiterbildeten und wie ihn dann die vornehmsten magyarischen Staatsmänner des neunzehnten Jahrhunderts, Szechenyi, Eötvös und Deak, den Forderungen für die neue Zeit anpaßten. Was heute in Ungarn gemeiniglich unter „Staatsidee“ verstanden wird, ist ein Spottbild auf jenen Staatsgedanken, entbehrt vor allem einer wirklichen, Leben spendenden und Leben verheißenden Idee. Den phantastischen Vertretern dieser — lucus a non lucendo — „Staatsidee“ ist jeder historische

---

\*) Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts wanderten auch Deutsche aus Böhmen in Südungarn ein. Vgl. Peter Graßl, „Geschichte der deutsch-böhmischen Anstiedlungen im Banat“. Prag, 1904 (Band 5, Heft 2 der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. Im Auftrage der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ herausgegeben von Professor Dr. Adolf Hauffen.) Der Verfasser der Schrift gehört selbst dieser Kolonistengruppe an.

Sinn abhanden gekommen, denn ihr ganzes heißes Bemühen geht nur darauf hinaus, die großen Gedanken, die ihnen eine tausendjährige Staatserfahrung hinterlassen hat, totzuschlagen.\*)

Wenn das System der Befreiung von allen fruchtbringenden und aufbauenden Überlieferungen der ungarischen Geschichte in dem seit 30 Jahren eingeschlagenen Tempo fortgesetzt wird, werden kann, so ist die deutsche Schule in Siebenbürgen im nächsten halben Jahrhundert dem Tode geweiht. Und wäre damit auch das sächsische Volk ganz einfach aus der Reihe der Lebenden gestrichen? Nein! Das läge nicht in der Gewalt der Herrschenden, denn auch der mit der größten Machtbefugnis ausgestatteten Kurzsichtigkeit ist es nicht beschieden, mit Aussicht auf durchgreifenden Erfolg zu dekretieren, daß die Schwungkraft einer mehr als siebenhundertjährigen volksgeschichtlichen Entwicklung mit einem Male gelähmt werde. Aber wenn es dem magyarischen Chauvinismus vergönnt wäre, die deutsche Schule in Siebenbürgen zu entseelen, wenn es den Epigonen Ludwig Kossuths gelänge, durch weitere Polizeimaßregeln, deren die letzten Schulgesetze schon eine ganze Menge brachten, und durch weitere Durchbildung des Grundsatzes, daß die Hauptaufgabe der deutschen Schule sei, sich in eine magyarische Berlitz-School umzuwandeln — ohne deren nicht zu unterschätzende praktische Lehrergebnisse! — wenn es, nehmen wir an, auf diesem Wege zu erreichen wäre, daß aus dieser Schule

---

\*) In fesselnder novellistischer Form eines „Kulturbildes“ hat Adam Müller-Guttenbrunn, ein gebürtiger Banater, die Absurditäten der kossuthistisch-magyarischen Politik behandelt („Götzendämmerung“, Wien 1908). Die Irrtümer der landläufigen magyarischen staatsrechtlichen Auffassung sind in Dr. Harold Steinackers Abhandlung „Über Stand und Aufgaben der ungarischen Verfassungsgeschichte“ auf wissenschaftlicher Grundlage bloßgelegt worden. (Innsbruck, 1907. Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung XXVIII. Band, 2. Heft.) Der Vater des Verfassers, Edmund Steinacker, hat im erweiterten Rahmen eines Lebensbildes des Hermannstädter Bürgermeisters Gustav Kapp (Kronstadt, 1898) einen instruktiven Abriss der parlamentarischen Geschichte Ungarns seit Beginn der „konstitutionellen Ära“ (1867) gegeben.

der deutsche Geist ausgetrieben würde, was würde aus dem trostlosen Trümmerfeld der Kultur erwachsen? Der magyarische Nationalstaat? Gewiß nicht. Vielleicht würde dereinst das Rumänentum die verlassenen Stätten besetzen, wie es vor Jahrhunderten in den sächsischen Gemeinden festen Fuß faßte, wo die Mongolenflut die letzten Reste deutschen Lebens wegschwemmte. Doch das mag nur die Sorge einer ungewissen späteren Zukunft sein, die den heutigen magyarischen Machthabern weniger am Herzen liegt. Sicher wäre aber das eine: die Deutschen, denen die Jahrhunderte ihrer siebenbürgischen Geschichte mit flammender Schrift ins Herz geschrieben haben, daß leben und deutsch sein für sie eins ist, würden von tödlichem Haß durchtränkt gegen die, die ihnen den Lebensbrunnen vergifteten.

Gemach, ruft der von seiner fixen Idee des Nationalstaates faszinierte Kossuthjünger, wir fürchten uns nicht vor der Viertelmillion Sachsen. Nun denn, so denke er an die übrigen zwei Millionen Deutsche des Ungarlandes, die heute noch als solche sich bekennen und der Sprache nach es noch sind, obwohl ihnen von deutscher Schule fast nichts übriggeblieben ist. Was für Formen wird ihr unklares Nationalgefühl annehmen, wenn es weiter um sich greift? Umsonst tröstet sich der Magyare, daß dies eingedämmt werden könne. Ich habe Briefe von einfachen Bauern aus der Pester, aus der Odenburger Gegend, aus dem Bakonyer Wald gelesen, die wahrhaft ergreifende Zeugnisse dafür waren, wie auch beim Deutschen die Liebe zum Volkstum selbst unter dem Schutt verwildertster Geistesbildung fortvegetieren kann. Die Briefe waren in einem erbarmungswürdigen Deutsch geschrieben, wie es nicht anders sein konnte bei Leuten, deren Muttersprache aus der Schule verbannt ist. Zu diesen Menschen hatte irgendeine deutsche Zeitung, ein deutsches Buch den Weg gefunden, worin den Deutschen Ungarns zugerufen wurde, sie möchten nicht verzagen, worin auch von den Rechten die Rede war, die ihnen der Buchstabe des ungarischen Gesetzes zuspricht, deren Inanspruchnahme aber der ungarische Staatsanwalt mit Gefängnis bedroht. Herzeleid eines Lebens machte sich in den Briefen an die Sender jener deutschen Grüße und Weckrufe Luft. Und die Untertöne

waren dumpfer Groll. Immer wieder wurde versichert, daß Tausende so dächten und fühlten; es fehlten nur die Führer. Die Führer werden aber so gewiß nicht fehlen, als der Teil der ungarländischen Deutschen, der noch nicht zum beschämenden Bewußtsein seiner Degradierung zum Staatsbürgertum zweiter Klasse erwacht ist, durch das Beispiel d.: anderen Nichtmagyaren immer dringender angeregt wird, reiflich nachzudenken über die Zweckmäßigkeit und Ehrenhaftigkeit der von Staats wegen verfügten Entmündigung seines Volkstums.

In einzelnen Gauen sind die Führer schon auf dem Posten, und neue wachsen nach. Daß sie den Deutschen im eigentlichen Ungarn nicht schon früher erstanden, braucht uns nicht zu wundern. Das deutsche Nationalbewußtsein als völkischer Gemeinbesitz ist überhaupt nur eine Errungenschaft der neuern Zeit; es kann in seinem Siegeslauf dort nicht gehindert werden, wo der Eisenbahnschaffner, der Eingebung eines ungarischen Ministers folgend, plötzlich „Királyhida“ ausruft statt „Bruck an der Leitha“; aber es kann dem Magyaren nicht gleichgiltig sein, ob dies Nationalbewußtsein geschult wird oder einfach in fanatischen Haß gegen die Unterdrücker ausartet. Der Ruf, den die deutsche Schule in der ganzen Welt genießt, bürgt dem Magyaren dafür, daß unter ihrer Pflege die Begriffe von Volk und Vaterland sich auf einer höheren Stufe bewegen werden, als wenn die unerzogenen nationalen Instinkte heute oder morgen zu elementarem Durchbruch kommen. Das müßten sich die vor Augen halten, die da meinen, millionenstarkes Deutschtum am ehesten ersticken zu können, wenn sie ihnen die Quellen reinsten Menschenbildung verstopfen.

\* \* \*

Die sprachlichen Rechtsverhältnisse der nichtmagyarischen Nationalitäten Ungarns sind im 44. Gesetzartikel des Jahres 1868 („Nationalitätengesetz“) geordnet. Wohl werden hier die einzelnen Volksstämme des Landes nicht als einheitliche Rechtspersonen für sich behandelt, auch die Magyaren nicht, aber die Sprachrechte der einzelnen Individuen werden in dem Gesetz genau umschrieben, so daß sich daraus doch in der Praxis — wenn das Gesetz an-

gewendet wird — ein bestimmter Rechtsschutz für bestimmte Summen rassenhaft gleichgearteter Individuen ergibt, soweit sie sich zu der Gruppe bekennen, der sie durch Geburt und Kulturgemeinschaft angehören. Diese Gruppen nennt man in der ganzen Welt *Völker* oder Bruchteile größerer Völker, insofern diese ihren Sitz zum Teil außerhalb der in Frage kommenden Staatsgrenzen haben. Und solche Völker oder große, nach Millionen zählende Volksbruchteile sind nach ihrer Bestimmung, so sollte man meinen, mindestens ebenso als Einheiten von besonderem Gepräge zu betrachten und zu respektieren, als etwa ein Kegelflub oder ein Bund alter Junggesellen, dessen Satzungen der Minister des Innern genehmigt hat.

Diese Erklärung von Tatsachen, deren Existenz man eigentlich nur geistig Minderwertigen nachzuweisen brauchte, wird unsern Lesern wohl sehr umständlich und darum geschraubt erscheinen, denn sie wissen genau, daß — zweimal zwei vier ist. Und doch kommt man um das Vergnügen dieser Beweisführung nicht herum, wenn man der ungarischen Nationalitätenfrage nahe auf den Leib rücken will, weil das Magyarentum immer mit dem von uns schon gestreiften Kautschubbegriff der „ungarischen Nation“ operiert, um dem gutmütigen Bürger zu beweisen, daß es eben in Ungarn nach dem Gesetz keine Deutschen, Rumänen, Slowaken und Serben gebe, sintemalen dies Gesetz nach dem Wortlaut seines ersten Paragraphen nur jene „ungarische Nation“ kenne, zu der alle Staatsbürger ohne Unterschied der Nationalität, der Konfession usw. gehören. Die scharfsinnigen Staatsrechtler übersehen dabei nur eins: daß es nach demselben Gesetz vom Jahre 1868, nach dessen Einhaltung sich die Nichtmagyaren Ungarns nunmehr volle 40 Jahre sehnen, auch keine Magyaren als staatsrechtlich anerkannte Nationalitäteneinheit gibt. Nach jener Deduktion von der Nichtexistenz einzelner Nationalitäten und Volksstämme würde sich ergeben, daß die „nationalen Forderungen“ der Magyaren, z. B. in der Frage der auswärtigen Vertretung, der Heeresverwaltung, der Armeesprache, nach streng ungarisch-staatsrechtlichen Begriffen und Gesetzesbestimmungen Forderungen sein müßten, die sich auf die Sprachrechte der „ungarischen Nation“ beziehen,

d. h. auf die Gesamtheit der Staatsbürger ohne Unterschied der Nationalität usw. Die politische „ungarische Nation“ erfreut sich aber u. a. einer magyarischen, einer deutschen, einer rumänischen, einer slowakischen und einer serbischen Sprache, folglich wäre in konkreter Anwendung die „nationale Forderung“ bezüglich der Kommandosprache beim gemeinsamen österreichisch-ungarischen Heer so zu verstehen, daß deutsch, magyarisch, rumänisch, serbo-kroatisch und slowakisch kommandiert werde und nicht, wie die Magyaren meinen, nur magyarisch. Denn eine magyarische Nation kennt das ungarische Staatsrecht eben nicht. Die Österreicher würden dann ihrerseits zunächst noch die tschechische, polnische, ruthenische und italienische Kommandosprache präsentieren, da doch die Armee gemeinsam ist und eine Zurücksetzung dieses oder jenes Volkes vom Standpunkte der Parität äußerst bedenklich wäre . . .

Es kann ruhig zugestanden werden, daß die einheitliche Kommandosprache bei der gemeinsamen Armee der Monarchie nur ein Notbehelf ist. Neben der Kommandosprache, die aus einigen Dutzend Worten und kurzen Sätzen besteht, gibt es aber noch eine Regiments- und „Abrichtungs“-Sprache, in der die eingehendere Verständigung zwischen den Offizieren und der vielsprachigen Mannschaft erfolgt. So sehr es demnach den Anforderungen strengster Gerechtigkeit entspräche, wenn das „Habt Acht!“ oder „Gewehr heraus!“ in je achtzehn Sprachen ausgerufen würde, so wenig schmerzlich ist die deutsche Kommandosprache im Grunde genommen, da ein halbwegs normaler Bursche mit zweifelhaftester Schulbildung binnen eines knappen Monats in die linguistischen Geheimnisse der deutschen Kommando-„Sprache“ eingedrungen sein dürfte, sowie auch, wenn man sich eines drastischen Vergleiches bedienen soll, die eingefleischteste englische Dogge keiner französischen Gouvernante bedarf, um die Befehle ihres neuen Herrn zu verstehen, wenn das „Erziehungssubstrat“ zufällig in Pariser Milieu zu leben genötigt ist. So erscheint auch für den Menschen als Wesen mit viel entschiedenerer Sprachbegabung das Problem der Kommandosprache in Österreich-Ungarn bei einigem guten Willen wohl kaum unlösbar.

Die militärische Kommandosprache, die aus Zweckmäßigkeits-

gründen in einer einheitlich geleiteten, schlagfertigen Armee natürlich nur eine einzige sein kann, ist selbstverständlich nicht in Parallele zu stellen mit der Unterrichtssprache in der Schule. Hier steht in der Tat die Möglichkeit geistiger Entwicklung eines Volkes auf dem Spiel, und es verkümmern dem Staate die brauchbarsten Kräfte, sobald es sich um die Angehörigen eines kulturell hochstehenden Volkes handelt, wenn es des elementarsten Organs seiner schulmäßigen Bildung, der Muttersprache, beraubt wird. Mag also das Vorhandensein eines solchen Volkes durch einen Gesetzesparagraphen förmlich anerkannt sein oder nicht — das Volk bedarf eben nicht der Bestätigung wie etwa besagter Kegelsklub, es besteht auch ohne genehmigte Statuten —, so ist es unter allen Umständen eines Staates, zumal eines vielsprachigen, unumgängliche Pflicht, allen Teilen der politischen Nation die Zugänge zu höherer Kultur freizuhalten. So dachten auch die Schöpfer des ungarischen Nationalitätengesetzes, dessen Paragraph 17 lautet:

„Der Unterrichtsminister hat die Pflicht, in den Staatschulanstalten nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß die in größeren Massen zusammenlebenden Staatsbürger jedweder Nationalität des Vaterlandes in der Nähe der von ihnen bewohnten Gegend sich in ihrer Muttersprache bis zu dem Punkte ausbilden können, wo die höhere akademische Bildung anfängt.“

Die Deutschen im eigentlichen Ungarn könnten überglücklich sein, wenn diese, den Bedürfnissen eines Nationalitätenstaates durchaus angemessene Gesetzesbestimmung eingehalten würde. So kühn sind sie aber gar nicht, daß sie vom Staat die Erfüllung dieser aus freien Stücken übernommenen Pflicht erwarteten. Wenn er die Gemeinden nur gewähren ließe, die deutschen Unterricht oder auch bloß deutschsprachigen katholischen Religionsunterricht, wie er in Südungarn verlangt wird, einführen wollen! Tatsächlich ist die Unterrichtssprache nach den statistischen Angaben des Kultusministeriums in rund 14 500 Volksschulen Ungarns die magyarische, und „in kaum 3½ Tausend Schulen ist die Sprache

des Staates vom Katheder entfernt“\*) — das heißt: in diesen Schulen, die sämtlich von den Nichtmagyaren aus eigenen Mitteln erhalten werden, ist die Unterrichtssprache nicht die magyarische; das Magyarische als Lehrgegenstand genießt nun bald auch der ungarische Säugling in vollen Zügen. Allen Ernstes ist dazu kein weiter Schritt mehr; der magyarische Drill fängt dem Gesetz gemäß schon in den Kindergärten und =Bewahranstalten an — also etwa vom dritten Lebensjahr —, natürlich auch in denen, die von den Siebenbürger Sachsen unterhalten werden.

Staatschulen, in denen die Unterrichtssprache nicht die magyarische ist, gibt es in Ungarn überhaupt nicht. Der oben angeführte Paragraph 17 des Nationalitätengesetzes besteht aber — auf dem Papier — noch in vollem Umfang zu Recht.

Bei solch stiefmütterlicher Behandlung können die Deutschen doppelt stolz sein auf ihren durchschnittlichen Bildungsstand. In dem zitierten amtlichen Werk\*\*) heißt es wörtlich:

„Die meisten Schriftkundigen\*\*\*) gibt es unter den Deutschen (629 unter 1000). Hier bleiben auch die Frauen nicht weit hinter den Männern zurück. Aber das Verhältnis zwischen Schriftkundigen und Analphabeten wechselt von Gegend zu Gegend. Als die Gebildetsten zeigen sich die Siebenbürger Sachsen (unter 1000 lesen und schreiben 678), dann kommen die Hienzen und Schwaben jenseits der Donau (mit 651), hierauf die oberungarischen Deutschen (623), schließlich die südungarischen Schwaben (608) . . . In der Kenntnis des Schreibens folgen gleich nach den Deutschen die Magyaren (im Durchschnitt 537 Schriftkundige unter 1000 Magyaren).“

---

\*) „A népfajok Magyarországon“ („Die Volksrassen in Ungarn“) von Paul Balogh. Herausgegeben vom Kultus- und Unterrichtsministerium. Ofenpest, 1902. Seite 1090.

\*\*) Balogh, Seite 1078.

\*\*\*) In dieser Zusammenstellung sind auch die noch nicht schulpflichtigen Kinder mitgezählt. Die Verhältnisse stehen also wesentlich günstiger, als es bei flüchtiger Betrachtung aussieht.

Nach einer anderen (ebenfalls ministeriellen) Statistik der letzten Jahre folgen nach den Deutschen erst die Slowaken und dann erst — wie die Statistik des Ministers mit vernichtender Schärfe der Selbstironie bemerkt — „das staaterhaltende magyarische Element“.

Solche Daten, die nicht von gehässiger „nationalistischer“ Seite stammen, sondern von berufensten Anwälten des Magyarentums, müßten diesem ein deutlicher Fingerzeig sein, wo es die Hebel anzusetzen hat, wenn es ihm wirklich an der Steigerung der Kulturtüchtigkeit im ganzen Lande liegt. Seine erste Sorge müßte sein, die Zahl der Analphabeten innerhalb des eigenen Volkes herabzumindern, statt die andern Nationalitäten durch Magyarisierung ihrer Schulen eines Glückes teilhaftig zu machen, das diese ohnehin nicht recht zu würdigen wissen. Das hat den Magyaren der sächsische Abgeordnete Professor Lindner auch im ungarischen Reichstag schonungslos beigebracht, indem er bei der Beratung des Volksschulgesetzes vom Jahre 1908 sagte: das Magyarentum möge, anstatt sich so viel um das Schulwesen der Nichtmagyaren zu kümmern, alle seine Kraft darauf konzentrieren, sein eigenes Schulwesen an die erste Stelle zu heben; denn nur so könne es sich jenen geistigen Vorrang schaffen, der auch zur Ausgleichung nationaler und sozialer Gegensätze führe.

Und wenn der Magyare für seine Schulpolitik immer geltend macht, daß die Erlernung der magyarischen Sprache den Interessen der Nichtmagyaren entspreche, weil sie sich dadurch die Bahn freimachten zur intensiveren Arbeit an den höheren Staatsaufgaben und sich dadurch das Verständnis für die magyarische Kulturwelt erschließen, so wendet gegen diese gesuchte Begründung das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“ ganz richtig ein, daß diesen Zwecken der magyarische Sprachunterricht an höheren Schulen ausreichend diene, während ein fakultativer Sprachunterricht an niedrigeren Schulanstalten ermöglichen werde, daß jedermann, den das praktische Bedürfnis auf Erlernung des Magyarischen als Vermittlungssprache drängt, zu dessen Erlernung Gelegenheit habe.

Das entspreche den wirklichen Bedürfnissen eines polyglotten

Staates. Und Ungarn ist das in weit höherem Maß als die Schweiz, wo es rund 70 Prozent Deutsche gibt, während die Magyaren nach eigener Zählung (1900) in Ungarn — ohne Kroatien — 51,4 Prozent der Bevölkerung ausmachen (8½ Millionen), und wenn Kroatien mitgerechnet wird, das die Magyaren selber als Provinz behandelt sehen wollen, sogar nur 45,4 Prozent (8 742 301 Magyaren gegen 10 512 250 Nichtmagyaren, — darunter 2 799 479 Rumänen, 2 730 749 Serbokroaten, 2 135 181 Deutsche, 2 019 641 Slowaken und 429 447 Ruthenen).

---

## Ofenpest.

Viele Leser werden sich an dem Wort stoßen, das an der Spitze dieses Abschnittes steht, vielleicht auch mancher gute Deutsche, der sonst nicht gewohnt ist, auch nur ein Titelchen deutschen Rechts, nur eines Fingers Breite deutschen Besitzes aufzugeben. Sogar unter den Siebenbürger Sachsen, die ja Verständnis haben für den Ernst der Ortsnamenfrage, sind die Ansichten geteilt über die Berechtigung der Bezeichnung „Ofenpest“. Wer unter ihnen sie ablehnt, meint, damit der politischen Gerechtigkeit genugtun zu müssen. Ofen (magyarisch Buda) und Pest, so wird übertrieben gewissenhaft — und dabei doch nicht streng logisch — argumentiert, waren bis in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zwei gesonderte Städte und sind dann auf gesetzlichem Wege zu einem Gemeinwesen mit dem Namen „Budapest“ vereinigt worden. Dagegen ist zunächst einzuwenden: wollte man diesem neu geschaffenen „gesetzlichen“ Zustand ganz gerecht werden, so müßte der magyarische Name auch magyarisch ausgesprochen werden: „Budapäsch“; einen Ortsnamen mit der Aussprache „Budapest“ gibt es nicht. Ausschlaggebend aber für die allein beweiskräftige historische Auffassung ist der Umstand, daß Ofen der deutsche Name einer deutschen Siedlung ist, die bis zum heutigen Tag zum großen Teil aus Deutschen besteht.\*) Und die politischen

\*) Über das Deutschtum der ungarischen Städtegründungen vgl. f. G. Schultheiß, „Deutschtum und Magyarisierung in Ungarn und Siebenbürgen“. München, J. F. Lehmann, 1897. Der Verfasser, jetzt Bibliothekar an der Kaiser-Wilhelms-Bibliothek in Posen, ist meines Wissens der genaueste reichsdeutsche Kenner der deutschen Frage in Ungarn. Er hat das auch neuerdings bewiesen in seiner Abhandlung über „Die

Bedenken gegen Ofenpest sind gerade durch eine siebenbürgische Analogie ohne weiteres behoben. Die Verwaltungsbezirke mit den Vororten Hermannstadt und Kronstadt wurden zur Zeit der „Zertrümmerung des Sachsenlandes“ durch gesetzliche Verfügung — im rechtsverbindlichen magyarischen Text — in die Komitate Szeben und Brassó umgewandelt. Und doch fällt es keinem Siebenbürger Sachsen ein, von einem Szebener oder Brassóer Komitat zu sprechen; jeder Sachse kennt nur einen Hermannstädter und einen Kronstädter Komitat, obwohl Hermannstadt im Magyarischen gar nicht Szeben heißt, sondern Nagyszeben. Die Komitate „Szeben“ und „Brassó“ waren völlige Neubildungen der Gesetzgebung, genau wie „Budapest“, und doch — oder gerade deshalb! — sträubte sich das historische Gefühl erfolgreich dagegen, daß sich die fremde Bezeichnung in den deutschen Sprachgebrauch einnistete.

„Ofenpest“ hat also im Deutschen geschichtlich, sprachlich und politisch (im gesetzgeberischen Sinne des Wortes) sein volles Bürgerrecht.\*) Und wenn wir es heute so nennen, wie es die „Neue freie Presse“, der ständige Wiener Offiziosus der ungarischen Regierung, bis Ende der achtziger Jahre tat, so rufen wir uns damit zugleich stetig ins Gedächtnis, daß es dort auch jetzt noch eine numerisch sehr starke deutsche Bevölkerung gibt (nach der Volkszählung von 1900 sind es 104.520 Deutsche, es kommt dem-

---

Nachbarschaften in den Posener Hauländereien nach ihrem historischen Zusammenhang“. Berlin, Alexander Duncker 1908. (Sonderdruck aus dem Archiv für Kulturgeschichte. VI. 2.) Die erstgenannte Schrift ist trotz ihres verhältnismäßig sehr kleinen Umfangs auch für jeden Deutschen in Ungarn, der sich in deutschungarischen Dingen rasch zuverlässigen Bescheid holen will, eine unentbehrliche Fundgrube. In Ungarn wurde es in gerechter Würdigung seines Wertes unverzüglich nach dem Erscheinen verboten.

\*) Die kürzere Bezeichnung „Pest“ für die ganze Stadt (einschließlich Ofen), wie sie z. B. in der „Kölnischen Zeitung“ und in der „Kreuzzeitung“ üblich ist, hat auch etwas für sich, da sie ebenfalls an ältere Tradition anknüpft. „Pest“ schlechtweg ist auch der ungarländischen Bevölkerung ganz geläufig.

nach in Ungarns Hauptstadt auf je 4—5 Magyaren ein Deutscher; der Pester Komitat zählt weitere 100 000 Deutsche).

Die Deutschen in Ofenpest haben keine deutsche Schule, auch nicht die bescheidenste einklassige Winkelvolksschule. Die Schuld an diesem beschämenden Zustand trifft in erster Linie die dort lebenden Reichsangehörigen, denen es ein leichtes wäre, eine Auslandsschule zu gründen, die nach meiner Kenntnis der Sachlage, wenn sie einmal vorhanden ist, entsprechender Unterstützung seitens des Reiches gewiß wäre. Auch die Pester und Ofener evangelischen Kirchengemeinden wären imstande einzugreifen; es brauchte nur der erste Schritt getan zu werden. Sicher würde der Zentralvorstand des Gustav Adolf-Vereins mithelfen, wie er ja auch die magyarischen evangelischen Kirchen unterstützt.

Nach dem jetzigen Stand der Dinge ist aber nur etwas zu hoffen, wenn das deutsche Generalkonsulat aus eigenem Antrieb oder angeregt aus Berlin etwas tut; die Magyaren könnten nicht ernstlich etwas dagegen einwenden, wenn der Wille dazu auf deutscher Seite vorhanden wäre. Brauchen sie doch selber das Deutsche als Verkehrssprache mit allen Nachbarländern und auch im Inland wie das tägliche Brot. Freilich fürchten sie eingeständenermaßen, daß der Zulauf zu deutschen Schulen auch aus ihrer eigenen Mitte ein ähnlich großer wäre, wie etwa ins deutsche Theater, wenn einmal eine Berliner Gesellschaft ihren Weg nach Ofenpest findet.

Der Deutsche in Ofenpest wagt es nicht, die Schulfrage in Angriff zu nehmen, weil er fürchtet, sich geschäftlich zu schädigen. Niemand will sich exponieren, und so kommt es, daß diese Deutschen mit ihren Schulbedürfnissen schlimmer dran sind, als ihre Volksgenossen in mittleren Provinzstädten Rumäniens — nicht zu reden von Bukarest, wo sich der Deutsche die Berechtigung zum Einjährigendienst erwerben kann.

\* \* \*

Das Pester „Deutsche Theater“ habe ich noch gesehen, habe dort als Student während meines ungarischen Studienjahres die „Meininger“ einen ganzen Monat genossen. Täglich war's ge-

stopft voll, und der Enthusiasmus der Zuschauer ließ nichts zu wünschen übrig. Keinem magyarischen Theater ging es so gut. Seit aber das Gebäude „mit Gottes Hilfe“ abgebrannt ist, wie ein Abgeordneter im Reichstag mit ungeheuchelter Rührung sich ausdrückte, wird dort keine Theaterkonzession für längere Spielzeit erteilt, sowenig wie in Südungarn, wo man sich gelegentlich mit deutschen Dilettantenvorstellungen behilft. Nur die Siebenbürger Sachsen haben sich ein deutsches Theater erhalten und — merkwürdigerweise — auch die sonst national so lauen Preßburger und Ödenburger, denen man es wiederholt abzuhandeln suchte. Hier kämpfte man allerdings nicht aus angeborenem Heroismus für die deutsche Kunst, sondern weil das Deutschtum dem lebenslustigen Preßburger und Ödenburger in diesem Fall Vergnügen macht. Magyarisch versteht er außer alázogai (eine Verballhornung von „alázatos szolgája“, „ergebener Diener“) und Éljen (vivat!) so ziemlich gar nichts — abgesehen von dem kümmerlichen Häuflein der Beamten. Im Theater sitzen und lediglich an der Mimik und Gewandung der Histrionen sich erfreuen, ist auch dem Preßburger und Ödenburger kein Vollgenuß. Immerhin war es für die ungarische Regierung, als sie vor etlichen Jahren den Versuch machte, die deutsche Muse hier einzufahren, eine sehr peinliche Überraschung, daß die beiden Städte nicht so ohne weiteres ihr deutsches Theater preisgeben wollten, sondern mit einem hörbaren Ruck front machten. Es huschte damals wie ein Wetterleuchten über den Westsaum des ungarischen Vaterlandes, und der ahnungslose Wanderer im Garten des Nationalstaates wurde plötzlich von der Vorstellung befallen, es könne hier einmal auch ein wirkliches Gewitter geben, das die Luft von den Miasmen des Pseudopatriotismus reinigt.

In Ofenpest versucht es hie und da noch eine und die andere Berliner Bühne mit einem kurzen Gastspiel — immer mit glänzendem Kassenerfolg. Und dazu trägt, was sehr zu beachten ist, ihr redlich Teil die jüdische Bevölkerung bei; sie ist also in dieser Hinsicht eine wichtige Stütze des Deutschtums, zu dem sie sich eben innerlich doch stärker hingezogen fühlt, weil alles Deutsche das Judentum in universellen Zusammenhang bringt,

während es durch das Magyarentum der Vereinsamung zugeführt wird.

Im übrigen ist die darstellende deutsche Kunst in Pest auf den Tingeltangel und noch viel fragwürdigere Musentempel angewiesen. Deutsche Konzerte höheren Stils kommen schon öfter vor; sie gelten als weniger gefährlich. Vielleicht hat sich aus demselben Grunde auch der deutsche Gottesdienst unter den Evangelischen noch behaupten können.

\* \* \*

Das Deutsche ist in Ofenpest natürlich keine fremde Sprache; es hilft überall durch, außer etwa bei Schutzmännern, Straßenbahnschaffnern und ähnlichen Leuten, denen es zur Pflicht gemacht wird, nicht deutsch zu sprechen und zu verstehen, damit das nationale Deforum gewahrt werde. Aber eine rechtzeitig angebrachte Zigarre oder ein kleiner Obolus hat gewöhnlich eine gute Wirkung auf die Erweiterung der deutschen Sprachkenntnisse. Auch auf der Eisenbahn empfiehlt sich im geeigneten Moment ein harter Händedruck; er öffnet, wenn nur immer möglich, für die ewig lange Nachtfahrt behende ein leeres Abteil, wo es sich bequem schlafen läßt. Man suspendiert schließlich in solchen Situationen zugunsten der ruhebedürftigen Glieder gern einmal seinen kategorischen Imperativ preussischer Herkunft.

Wer Pest besucht, versäume nicht eine Wanderung in die Ofener Berge. Die von Fremden wenig beachtete Landschaft hat entschieden etwas Großzügiges an sich. Und wenn man den zwei- oder dreistündigen Weg von der Ofener Gemarkung oder vom Schwabenberg, der sich über der ungarischen Königsburg aufbaut, bis auf den Johannisberg hinauf nicht scheut, bietet sich einem da drunten nach Westen hin ein gar seltsamer Anblick: deutsches Leben, so weit das Auge reicht! Kein Führer braucht uns zu sagen, daß in der Talsohle die schmucken Ortschaften von Brüdern und Schwestern unseres Blutes bewohnt sind. Nie werde ich den verblüfften und zugleich aufrichtig bewundernden Ausruf des Magyaren vergessen, dem sich zum ersten Male dies entzückende

Bild auftrat: „Ez nem Magyar Ország, ez német föld!“ — „Dies ist nicht Magyarenland, dies ist deutscher Boden!“ Hätt's ein Deutscher gesagt, wäre es Vaterlandsverrat gewesen . . .

\* \* \*

Kehren wir wieder zurück in die Stadt. Es ist spät geworden, drunten flimmern schon Millionen Lichter, über das Ofener Hügel-land verstreut bis zum „Auwinkel“ und ins „Kühle Tal“ hinein, über die in wuchtiger Größe sich dahinwälzende Donau hinweg bis zu den fernsten Grenzlinien der Stadt, die dort, Grau in Grau, mit dem rauchgeschwängerten Himmel in eins verschwimmen. Noch die kurze erfrischende Fahrt über die Donau, links die fecken Bogen der Ketten- und Margaretenbrücke, rechts eine neuere, noch stolzere Überspannung des Stromes. Am Kai ein Wust von Menschen. Wir keilen uns hinein. Es lohnt, ein halbes Stündchen sich von der lebendigen Flut tragen zu lassen: viel Eleganz in der Welt und Halbwelt, höchst selten eine geschmacklose, dagegen wenigstens ein Duzend wahrhaft blendende Erscheinungen, — durchaus nicht alles Kunst! Auch viel Frechheit dabei, nur mühsam unterdrückt. Aber wer nicht belästigt werden will, kann in der originellen Galerie unbehelligt fürbaß ziehen. Endlich setzt man sich an einen Tisch des Kaffeehauses am Petöfiplatz, ähnlich wie in Paris dicht an die Straße. Auch dies lohnt sich. Drüben die Königsburg, ein grotesker Schattenriß, merkwürdig kontrastierend zur weichen Luft und zu der ganzen versinnlichten, schwülen Atmosphäre. Schöner noch und größer ist das Bild in später Abendstunde, wenn der Platz gesäubert ist von den Motten des Pester Nachtlebens, die von den Gas- und elektrischen Flammen der Andrassystraße und des Karlsrings stärker angezogen werden. Dann gibt es hier am Ufer des Nibelungenstroms, im Angesicht des hochragenden Habsburger Königsschlusses eine Einsamkeit, erhaben zu nennen, — ohne alle Phantasterei. Wollen wir den Eindruck, wenn überhaupt möglich, noch steigern, so setzen wir uns auf einen Propeller und fahren die Donau hinauf, vorbei an dem gotischen Kolossalbau des Reichstags, zur Margareteninsel.

In dem erquickenden Duft der Anlagen löst sich die Spannung der Seele. Und will sie absolut nicht wieder zur Erde, nun so ruft sie gewiß der Junge dort an der Straßenecke auf den Heimweg, der uns „Estilap! Magyar Estilap!“ in die Ohren posaunt und immer abwechselnd im widrigsten Deutsch, das man je gehört: „Nahbendblatt! Nahbendblatt!“ So unwillkommen war uns noch nie ein deutscher Gruß, — das magyarische Wort ist Musik dagegen. Wir haben genug von dem „deutschen“ Willkomm! Zu lesen brauchen wir's nicht, das Papier, das uns der zudringliche Bursche unter die Nase hält. Man kennt den journalistischen Stall, in dem die deutsche Sprache zu erniedrigendstem Mägdedienst gezwungen wird, dem Deutschtum zur Schmach. Die „Zeitung“ kostet einen Kreuzer; aber schade um jeden roten Heller, den man opfert, damit andere sich am Deutschtum versündigen. Das war das Satyrdrama des Tages. „Estilap! Magyar Estilap!“ „Nahbendblatt! Nahbendblatt!“ . . .

\* \* \*

Auch im ganzen war der Tag ein Teil der widerspruchsvollen Empfindungswelten, darinnen des Deutschen Seele in Ungarn ruhslos umhergetrieben wird. Gerade in der Hauptstadt des Landes, der es in ihrer reizvollen Schönheit ein leichtes wäre, unser Herz im Nu zu erobern, kann der Deutsche nur zu schwer seines Hierseins froh werden.

Der „deutschen“ Zeitungen, deren eine uns den schönen Abend an der Donau fast verleidete, gibt es in Ofenpest eine ganze Menge. Das heißt: sie erscheinen nur in deutscher Sprache, dienen aber der Magyarisierung. Die deutsche Sprache wird hier zur feilen Dirne mißbraucht. Sie kann sich dessen nicht erwehren, nicht in Pest, nicht in Temesvar, noch in Ugram, Lemberg oder Prag.

Gegen gar zu unsinnigen Chauvinismus erhebt höchstens das „Neue Pester Journal“ von Zeit zu Zeit seine warnende Stimme; seit einigen Jahren auch das „Neue politische Volksblatt“. Eines der bestehenden Blätter zu kaufen und zu einem nationalen Organ umzugestalten, wäre kein Ding der Unmöglichkeit und — bei ge-

schickter Leitung und mehrjähriger Ausdauer — auch keine schlechte Kapitalsanlage. Die Rumänen haben es möglich gemacht, sich in Pest ein nationales Blatt zu gründen (1905). Dem Deutschtum in Ungarn wäre damit sehr viel geholfen, und es könnte auf diesem Wege auch, so merkwürdig das manchem klingen mag, eine Verständigung mit dem Magyarentum angebahnt werden, das in seiner überwiegenden Mehrheit gar nichts weiß von den wirklichen Bestrebungen der nationalgesinnten Deutschen, weil es von seiner eigenen Presse irregeführt wird durch den Popanz des „Pangermanismus“. Daher die sinnlosen Verfolgungen deutscher Blätter durch die ungarischen Gerichte; sie füllen die unrühmlichsten Blätter in den Annalen des magyarischen Chauvinismus.\*)

\* \* \*

Wir gehen die pompöse Andrassystraße entlang. Aus jedem dritten, vierten Haus tönt uns Zigeunermusik entgegen. Gern folgen wir den Klängen und geben uns heute einmal ihrem berausenden Taumel ganz hin.

Lieben wir den Tabaksqualm nicht und ist unsere Börse noch in leidlichem Zustand, so wählen wir lieber das internationale Hotel „Hungaria“ am Donaufai oder „Pannonia“ in der Kerepeserstraße, wohin der Pester Theaterhabitué gern noch einen Abstecher macht.

Wir nehmen an irgendeinem Tisch Platz, es muß nicht gerade ein leerer sein, wie man's in Norddeutschland hält. Wir grüßen, man dankt höflich. Ist der Tischnachbar ein Magyare, so hält er den Fremden unauffällig im Auge. Ob der Musikchampagner wirkt? . . . Tut er's, so merkt man die heimliche Freude des Eingeborenen. Er kann entzückt sein wie ein Kind, wenn er sieht, daß der Fremde Feuer fängt, daß er dem Zauber erliegt,

---

\*) Wen es gelüstet, darüber Spezialstudien zu machen, findet reichen Stoff in der Sammlung Arthur Korn's „Die Deutschenverfolgung in Ungarn“. (München, J. F. Lehmann, 1903.) Korn, ein gebürtiger Pester Schwabe, ist selbst infolge eines schmählichen Prozesses von Haus und Hof getrieben worden.

der hier von der Seele des Magyarenvolkes ausgeht. Der Magyare setzt sich möglichst nahe zu der „Bande“, und es ist der raffinierteste Gemuß, den er kennt, wenn ihm der „Primás“ ins Ohr geigt. Kostenpunkt Nebensache.

Der kennt den Magyaren nicht, der seine Musik nicht versteht. Es ist Musik ohne Takt, diesen als objektiv bindende Norm verstanden. Hier ist ein Reich schrankenloser Bewegungsfreiheit: im Rhythmus, im Tempo bis zur unbändigsten, schwindelerregenden Zügellosigkeit, in der Variation, Umbildung und Verkehrung des Melodienlaufes bis hart an die Grenze der Manieriertheit. Aber doch immer alles mit der augenblicklichen Wirkung glaubhafter Spontaneität der musikalischen „Invention“. Wenn der Hörer nicht absichtlich die Tore seiner Seele verschließt oder nicht von Natur ein Stockfisch ist, kann er sich der Überraschung seiner Gefühle nicht erwehren, — vorausgesetzt, daß der Führer der Räuberbande, der Zigeunerprimás, kein Stümper ist. Seine Bande folgt ihm blindlings in das Tongetümmel, ihn immer respektvoll im Vordertreffen lassend.

Mag immer der Slawe, der Rumäne und hier und da selbst der Deutsche die Originalität mancher Melodie mit Recht für sich in Anspruch nehmen, die Musik, wie sie auf diesem Boden geworden, ist doch eine Neuschöpfung der magyarischen Volksseele. Das Impulsive des Gefühlsausdrucks ist rein magyarisch, ob nun die Weise schwermütig dahinstirbt oder das wilde Heer der Leidenschaften zur Raserei aufpeitscht. Und gerade diese Unmittelbarkeit des Empfindens zieht auch den nüchternen Deutschen leicht in ihren Bannkreis, nach dem Gesetz der Anziehung magnetischer Pole. Da liegt die Gefahr für den Deutschen, wenn ihm die Zügel der Besinnung entgleiten.

Das schwärmerische Träumen kennzeichnet die Zigeunerweisen; es liegt auch im Wesen des Magyaren. Die fata Morgana der Puszta, des Magyaren „délibáb“, zittert auf dem Tongewirre der Geige, — durchzittert des Volkes sehrende Seele. Es ist Romantik, aber nicht die versonnene deutsche, sondern die Romantik, der die erträumte Welt greifbare Wirklichkeit ist. Auch in der Politik. Daher das Jagen nach dem unerreichbaren poli-

tischen Wahngelbde, das der Magyare mit Augen sieht und das doch, wenn die Luft anders weht, in nichts zerfließt.

Auch die tolle, fessellose Leidenschaft in dieser Musik wird uns zum Bild des magyarischen Politikers. Diesem Draufgängertum verdankt er vieles. Im ungarischen Reichstag wie in der Wiener Hofburg hat er mit der ungestümen Kavallerieattacke manche feindliche Stellung im Sturme genommen, hat sich freilich auch oft unrettbar verrannt. Und doch könnte der Deutsche daraus etwas lernen: daß Politik nicht nur ein einfaches Rechenezempel ist, daß sie des Temperaments nicht ganz entbehren darf. Nur soll das Temperament nicht die Stimme der Vernunft übertönen. Wägender Vernunft soll es nur vorgespannt werden als Treibkraft.

Die bis zur Siedeglut gesteigerte Leidenschaft trübt aber den Blick des Magyaren, er übersieht Berge von Hindernissen. Diese Schwäche fühlt er instinktiv und beneidet im Innersten seines Herzens den kühnen Deutschen um seine Art zu leben und zu arbeiten. Es erfaßt ihn zuweilen ein geheimes Grauen vor der Überlegenheit dieses sicher zuschreitenden, welterobernden Geistes. Wir verstehen so den Haß gegen das Deutsche, wo der Magyare zur Würdigung unabänderlicher Tatsachen nicht fähig ist, verstehen auch den Wunsch nach gegenseitiger Durchwirkung dieser Volksanlagen, die in der Kreuzung der Rassen ihren konkretesten und bleibendsten Ausdruck fände, wobei der Magyare natürlich der obsiegende Teil sein möchte. Und wir begreifen auch den verzehnfachten Haß gegen den Deutschen, der in gesundem Selbsthaltungstrieb diese Pläne stören will.

Sinnlich bis zum Erzeß ist die Musik der Pustasöhne. Die Versuchung liegt zu nahe, auch dies Moment symbolisch auf die Politik anzuwenden, ohne daß darin der verständige Leser für das Volk als solches etwas Verletzendes finden wird. Wie die *beauté du diable* sich jedem an den Hals wirft in der Angst vor dem Verblühen der Schönheit und Jugendfrische, so gehen zu allen Zeiten die Phantasten unter den führenden ungarischen Staatsmännern oder ihre Sendlinge in Berlin, in Paris, in Turin und

London, gingen einst auch in Warschau, in Prag und Konstantinopel hausieren mit ihren Bündnisanträgen, buhlten und buhlen um fremde Gunst, nicht immer mit Wissen des legitimen Herrn. Den Rakoczys, Bathorys und Kossuths von gestern könnten Ebenbilder von heute mit nicht minder klangvollen Namen an die Seite gestellt werden.

Es wäre geschmacklos, die ungarische Musik schlecht machen zu wollen; und es wäre auch unwahr, wenn einer es täte, der oft und oft ihren Sirenentönen mit Hingebung gelauscht hat. So soll auch das magyarische Volk hier nicht herabgesetzt werden, indem wir versuchen, es in seinem Wesen zu erfassen. Entdecken wir dabei auch abstoßende oder weniger sympathische Züge, so verhehlen wir uns ganz und gar nicht, daß auch der Deutsche an sich, wenn wir uns einen solchen rekonstruieren wollten, trotz seines unvergleichlich höheren Wertes als kulturgeschichtlicher Faktor, kein vollendetes Engelsbild ist. Jedes Volk hat seine Licht- und Schattenseiten. Die Unumstößlichkeit dieser Binsenwahrheit gibt uns das Recht, unsern kleinen Scheinwerfer noch auf eine wunde Stelle des magyarischen Volkskörpers zu richten, deren Durchstrahlung ihm besonders peinlich sein mag. Wieder führt uns die Psychologie der Musik. Wir nannten vorhin die geigende Zigeunerbande scherzhaft eine Räuberbande. Sie gibt sich als solche auch in sehr buchstäblichem Sinn. Sie ist mit Vorsicht zu genießen. Wie manchen Magyaren hat die Betörung dieser Klänge so weit gebracht, daß er die letzte Fünfguldennote dem Zigeuner auf die Stirn klebte, daß sie sein sei, wenn er sein Lieblingslied, seine „nóta“, gespielt hat, — und seine Frau wußte am nächsten Tag nicht, woher sie das Mittagbrot schaffen solle. Die Liebenswürdigkeit ungebundenen leichten Sinnes wird zum bodenlosen Leichtsinne. Ein wirtschaftliches Genie ist der Magyare nie gewesen, und das hat ihn oft in quälendste Abhängigkeit auch von sehr viel niedriger zu bewertenden Menschen gebracht. Wo aber die finanzielle Unterlage im Haushalt fehlt, da geht auch die Harmonie der Familie zum Teufel. Da kehrt die Nervosität ein, da plagt der Schuldige andere an, um sich die Vorwürfe zu ersparen. So könnte man geneigt sein, dem Magyaren seine hochgradige

nationale Reizbarkeit zu verzeihen, wenn man sie auf die physiologische, wollen sagen die finanzielle Ursache zurückführte: den Katzenjammer nach durchschwärmter Nacht staatswirtschaftlicher und politischer Experimente. Aber wer will es den tyrannisierten Hausgenossen verargen, wenn sie zu solch menschenfreundlicher Betrachtungsweise nicht immer die rechte Mühe und Stimmung aufbringen? . . .

---

## Die Siebenbürger Sachsen als Volk.

In Ofenpest gibt es, statistisch gesprochen, ein starkes Deutschtum. Dort leben in einer Stadt zusammengedrängt mindestens halb so viel Deutsche, wie in ganz Siebenbürgen auf ein Gebiet von 57250 Quadratkilometer verstreut. Die Deutschen der ungarischen Hauptstadt machen nach den Angaben des fgl. ung. Statistischen Zentralamts den siebenten Teil der dortigen Volkszahl aus,\*) während die Siebenbürger Sachsen genau den elften Teil der siebenbürgischen Bevölkerung bilden. Und doch ist die Meinung außerhalb Ungarns stark verbreitet, daß Siebenbürgen „ein deutsches Land“ sei. Das kommt unstreitig daher, weil die Sachsen dem Lande dort, wo es der Kultur gewonnen ist, den bestimmten Charakter aufgeprägt haben. Das gilt auch von den magyarischen Städten Siebenbürgens, weil doch hier entweder die Sachsen die ursprünglichen Kolonisten waren oder zum mindesten die Anlage der Siedlung dem sächsischen Vorbild entsprach.

Es ist eigentlich eine geschichtliche und ethnographische Anomalie, die kaum ihresgleichen finden dürfte, daß eine so kleine Zahl von Menschen wie die Siebenbürger Sachsen, die obendrein bewußt und mit Recht zugleich Angehörige einer großen Nation sind und dafür angesehen werden wollen, als „Volk“ bezeichnet wird. Die Erscheinung wird dadurch noch merkwürdiger, daß

---

\*) Die Volkszählung von 1900 gibt für Ofenpest an: 578458 Magyaren, 104520 Deutsche, 25168 Slowaken und etwa 24000 Angehörige sonstiger Nationalitäten. Die Juden (168985) sind nicht als Nationalität gezählt; sie haben hier vorwiegend das Magyarische als Muttersprache angegeben.

dies „Volk“ kein ganz zusammenhängendes Sprachgebiet bewohnt, sondern sich auf einzelne Enklaven verteilt, deren einige sogar recht weit abgesprengt sind von den größeren Gruppen, und daß endlich auch die einzelnen Sprachgebiete durchsetzt sind von anderen Völkerschaften. In keinem einzigen Verwaltungsbezirk (Komitat) verfügen die Sachsen über die absolute Mehrheit. Nur in vier Komitaten (im Hermannstädter, Kronstädter, Großfokler — mit dem Vorort Schäßburg — und im Bistritz-Naszoder) haben sie durch den relativ größeren Besitz und die numerische Überlegenheit ihrer Intelligenz auch in der Komitatsverwaltung den maßgebenden Einfluß behauptet.

Trotz all den erwähnten erschwerenden Umständen sind aber die Sachsen ein „Volk“, und der letzte, ärmste Bauer unter ihnen weiß es nicht anders, als daß er ein Glied dieses Volkes sei, das hinwiederum als solches der deutschen Nation angehöre. Dem Bauern ist wohl das Hochdeutsche nur eine „Sonntagsprache“, wie sich einmal der Bischof Georg Daniel Teutsch treffend ausdrückte; denn sie begegnet ihm gewöhnlich nur in der Schule und in der Kirche oder wenn er in seiner Lutherbibel liest und in seinen anderen deutschen Büchern, auch in den Zeitungen, die er in seinem Dorfkasino findet, oder im Verkehr mit dem Städter. Aber gerade durch den selteneren Gebrauch und weil dem Hochdeutschen — wenigstens seit dem letzten halben Jahrhundert — insbesondere bei allen feierlichen Anlässen nach dem Empfinden des sächsischen Bauern eine gewisse alleinige Rechtsgültigkeit zukommt, erhält diese „Sonntagsprache“ eine höhere Weihe und ruft dem Volksgenossen unwillkürlich schärfer ins Bewußtsein, daß er durch Abstammung und Sprache auch einer viel größeren Gemeinschaft innerlich verbunden ist. Dadurch unterscheidet er sich von seinem holländischen Vetter, der infolge der Einbürgerung seiner deutschen Mundart als Schriftsprache den organischen Zusammenhang mit seiner Nation aufgab.

Wenn der sächsische Gymnasiast sich auf einer Fußreise durchs „Sachsenland“ befindet, merkt er es am genauesten, wie eng all die zersplitterten Teile seines Volkes miteinander verwachsen sind. Er klopft nie vergeblich im sächsischen Pfarrhaus an. Der Herr

Pfarrer fragt wohl nach Namen und Herkunft, aber die gastliche Aufnahme ist gesichert, auch wenn der unerhörte Fall vorkommen sollte, daß sich nicht sofort nach erfolgter Vorstellung bestimmte persönliche Beziehungen zu Verwandten, Lehrern oder gemeinsamen Bekannten feststellen ließen. Ich habe es selbst erlebt, daß wir, ein halb Duzend solcher fahrenden Schüler, von Dorf zu Dorf auf dem Pfarrhof Einlaß begehrten, — mit so durchschlagendem Erfolg, daß die Gesamtkosten einer vierzehntägigen Ferienfahrt, Eisenbahn und sonstige Erzeße mit inbegriffen, mit ganzen 5 Gulden (8 Mark 50 Pfennig) glänzend gedeckt waren. Da passierten wir denn die enge Pforte unseres Gastfreundes wie die Schafe des Polyphem. Die Legitimation vollzog sich rasch und glücklich. „Dein Vater war vor fünfzig Jahren mein Studienfreund in Tübingen. Tritt ein, mein Lieber, du bringst mir die Jugend wieder!“ — „Dein Großvater war mein Lehrer auf dem Gymnasium in Kronstadt. Auch du bist mir ein lieber Gast!“ — „Wer sollte eure Familie nicht kennen! Der Name hat einen Klang im ganzen Sachsenland. Du bist uns kein Fremder!“ — „Du nennst dich eines Bauern Sohn? und du eines Handwerkers? Das sind wir alle miteinander, — unus sit populus, ein Volk von Bürgern und Bauern. Nur herein mein Sohn und du auch!“ — „Und du ein Offizierskind? Aus Innsbruck? Nun, es geht so in der Masse. Mein Jüngster dient bei den Tiroler Kaiserjägern; braves Volk! Und ein kaiserlicher Offizier war's, der unsere Gemeinde im Jahr achtundvierzig vor Brandschatzung bewahrte. Ihr sollt mir alle willkommen sein! Mit Beefsteak kann ich euch nicht aufwarten und auch nicht mit Spanferkel; Fleisch gibt es hier nur einmal in der Woche, und das war gerade gestern; aber satt sollt ihr alle werden, und wer doch hungrig vom Tisch aufsteht, kann sich im Garten noch Pflaumen schütteln. Sechs Strohsäcke zum Schlafen sind auch parat.“

Sind ein andermal die Eindringlinge schon in kammersfähigem Alter, so steigt am Abend ein Krug Wein aus dem Keller, grausam sauer, aber gut gemeint und Anklang findend; bald folgt ein zweiter und dritter, und das alte Studentenherz erquickt sich an dem Gesang der Jungen, der nicht lange auf sich warten läßt.

Die „Burschenherrlichkeit“ weckt die seligsten Erinnerungen in dem Hundertsemestrigen, und die Frau Pfarrerin, die „tugend= same Frau“ („tugndsem Fraa“), wie sie der Bauer nennt, summt verstohlen mit; ist ihr's doch, als sähe sie ihren Liebsten, den „wohlachtbarwürdigen Herrn“ von heute, noch, wie er, ein Vier= undzwanzigjähriger, geschmückt mit dem letzten Schmiß, gesund an Leib und Seele, von der deutschen Hochschule zurückkehrte und über ein kleines die arme „Lehrerstochter“ neuer Armut zuführte und — neuem, stillem Glück, wie es vollkommener nicht gedacht werden kann als in der Enge und auch in der schützenden Strenge solchen deutschen Hauses. Leicht war es gewiß nicht all die langen Jahre, bis vier von den sechs Kindern halbwegs gesichert ins Leben gesetzt wurden, denn unser Pfarrhaus steht mitten im „Hosenriemenkapitel“, das ist der Kirchenbezirk, wo die Leute sicherem Vernehmen nach den hartgeprüften Magen, so er heftig knurret ob der sträflichen Leere, über das Bedenk= liche dieses Zustandes durch Einschränkung der Bewegungsfreiheit hinwegzutäuschen wissen.

Zwei Töchter blieben freilich unverheiratet, denn es fehlte an den Mitteln, die Beziehungen zur Stadt aufrechtzuerhalten, aber die eine hat noch als „altes Mädchen“ die Kindergärtnerinnen= prüfung gemacht und ist nun der Dorfjugend eine aufopfernde Wärterin, zugleich die Seele im Frauenortsverein der Landes= kirche, der sich die Krankenpflege als Arbeitsgebiet erwählt hat. Und die andere Tochter ist unter die „Blaustrümpfe“ gegangen, in Siebenbürgen ein ganz seltener Fall; aber sie ist ja auch kein rechter „Blaustrumpf“. Sie denkt und fühlt weiblich, ringt nur mit mehr als männlicher Kraft um die Sicherung ihrer Zukunft und um die Möglichkeit, ihrem Leben einen Inhalt zu geben, dem auch der letzte Rest bemitleidenswerten altjüngferlichen Da= seins abgestreift sei. „Gedanken einer Mutter über Erziehung der Kinder“ schreibt sie aus der Weltabgeschiedenheit des Pfarr= hauses für ein Berliner Familienblatt, und wenn die einlaufenden Honorare auch nicht glänzend sind, so hat sie doch so viel zu= sammengescharrt, daß sie einmal ihrem Vater einen ansehnlichen Reisezuschuß geben konnte, als er vom siebenbürgischen Haupt=

verein der Gustav Adolf-Stiftung als Vertreter der Landeskirche nach Deutschland geschickt wurde und ihm sich damit ein vierzig-jähriges Sehnen nach dem teuren Mutterland erfüllte. Ihr schönster Traum ist, diese Welt von Entsagung, die doch so reich ist an inneren Erlebnissen, künstlerisch zu gestalten und sie dadurch den Brüdern und Schwestern draußen näher zu bringen. Warum sollte nicht auch Siebenbürgen seinen Gottfried Keller, seinen Fritz Reuter oder Björnson finden, auch wenn's „nur ein Mädchen“ wär? Nicht die Erde allein birgt hier noch ungeahnte Schätze, die bloß des Tages harren, da sie von kundiger Hand gehoben werden.

Ob die Not das möglicherweise vorhandene Talent nicht erstickt? Ob die Schwingen der Seele nicht gelähmt werden durch das ernüchternde Handwerk des täglichen Hausbetriebs, dem sich die echte Pfarrerstochter doch nicht entziehen kann und dem gerecht zu werden hier vielleicht höhere Pflicht und sichererer Gewinn ist als der Versuch, der vielleicht vergebliche, einer Ausfahrt in das romantische Land der Poesie, während die Prosa des Marthadaseins hier immer Gelegenheit bietet zu unbedingt nützlichem Dienste, der sonst nicht in zureichendem Maße versehen werden könnte?

Ist es nicht, als ob wir hier ein Bild des sächsischen Volkes sähen, dem jede Stunde zuruft: „In der Beschränkung zeigt sich der Meister!“ Darin ist seine Unzulänglichkeit, darin auch, wenn man so sagen darf, seine stille Größe beschlossen.

\* \* \*

Wer das siebenbürgisch-sächsische Volksleben in seinem Brennpunkt sehen will, muß die „Vereinstage“ besuchen, die zu alljährlicher Tagung die geistigen Führer in einer Stadt- oder größeren Marktgemeinde versammeln. Jedes zweite Jahr nehmen die volkstümlichen Veranstaltungen etwas größeren Umfang an. Die Sitzungen des Gustav Adolf-Vereins und des Vereins für siebenbürgische Landeskunde eröffnen den Reigen; ihnen folgen der Karpathen-, der Ärzteverein, die Frauenvereine u. a. Manche von ihnen tagen abgesondert zu andern Zeiten, damit die eigent-

lichen „Vereinstage“ nicht überlastet seien. Ein Hochgefühl ist es für die Sachsen, wenn sie einmal als Hauptredner und Festprediger einen deutschen Mann von Ruf gewinnen können. Im Jahre 1899 bei der Enthüllung des Bischof Teutsch-Denkmals war es der Potsdamer Hofprediger Rogge, der nebst anderen Männern der Wissenschaft und Hütern des nationalen Gedankens Grüße aus Deutschland brachte, und nach neun Jahren wagte der Sieben- und siebenzigjährige wieder die weite Reise, um „seine Brüder zu suchen“. So hatte das Land es ihm angetan, dem jugendfrischen Greis, der sichtlich auf Tausende Jugendwärme ausstrahlte.

Aber nicht nur „Kapazitäten“ aus dem Reich sind gern gesehene Gäste. In jedem „deutschen Bruder“, den sein Herz hierher treibt, wird ein Stück Deutschland begrüßt, und er wieder nimmt ein Stück Deutschland mit in die alte Heimat, die nicht alles Gut der Väter so treu bewahren konnte, wie es innerhalb der Karpathenumwallung sich erhält, darüber der bewegte Strom der Zeit auch als zerstörende Kraft nicht hinwegrauscht. Ein Kirchengang ist solches Stück wohlbehüteten Volkstums; die farbenfrohe Frauen- und Männertracht gilt heute noch als Ehrenkleid der Bauernschaft. Wo die „Mode“ sich breit machen will, klären der Pfarrer und Lehrer die Neuerer darüber auf, was an geschichtlichen und Schönheitswerten in der hergebrachten Art sich zu tragen steckt. Der Sebastian Hann-Verein, nach einem Vertreter des alten sächsischen Kunsthandwerks benannt, läßt es sich angelegen sein, in Stadt und Land die Freude an echter Kunst zu wecken. Den Bauern wird praktische Anleitung gegeben, wie sie ihre Häuser vor „Modernisierung“ des Stils bewahren, wie sie die prächtigen Kirchenkastelle\*) als baugeschichtliche Denkmäler

\*) Die Burgen und Kirchenkastelle des Sachsenlandes sind in einer kulturhistorisch wichtigen Sammlung von E. Sigerus verewigt. Hermannstadt, J. Drotleff. Dieselbe Kunstanstalt hat auch ein nettes Festalbum des Siebenbürgischen Karpathenvereins aus Anlaß seines 25jährigen Bestehens hergestellt (1905), woraus sich der Fremde eine flüchtige Vorstellung vom Charakter der Landschaft und der Städtebilder machen kann. Farbiger wird das Bild in der Mappe „Durch Siebenbürgen. Eine Touristenfahrt in 58 Bildern“ von Emil Sigerus (Hermannstadt, J. Drot-

von unvergänglicher Bedeutung und als Sinnbilder des deutschen Protestantismus unversehr erhalten sollen, die Städte werden bestärkt in ihrem Bestreben, die immer noch sehr ansehnlichen Reste mittelalterlicher Befestigung, die Mauern mit den Bastionen und Zwingern der einst als Bürgerwehr organisierten Zünfte vor Zerfall zu schützen; daneben erfährt auch die bildende Kunst bescheidene Förderung — der einzelne Künstler muß allerdings selbst sich den Weg bahnen, und dieser und jener hat ihn auch gefunden, — aber im ganzen hat doch die Kunst überhaupt hier einen schweren Stand. Der Alltag faßt den Menschen zu hart an. Schöpferische Arbeit, die des Lebens Zier bedeutet, gedeiht doch nur dort vollkommen, wo jeder geistigen Kraft Raum zur Entfaltung gewährt ist, wo infolge der Möglichkeit weitestgehender Arbeitsteilung unter die Glieder einer ganzen Nation nicht jegliche Individualisierung als entbehrlicher Luxus empfunden wird oder als Entziehung der besten Kräfte zu Ungunsten des gemeinsamen Nötigen und Nützlichen.

Eine Art Nationalgalerie verdankt das sächsische Volk jenem Brukenthal, den die Kaiserin Maria Theresia in den engeren Kreis ihrer politischen Berater gezogen hatte, — sie verlieh ihm auch den Freiherrntitel —, obwohl er, getreu seinem Wahlspruch „*fidem genusque servabo*“ („ich wahre Art und Glauben“), sich den katholisierenden Tendenzen jener Zeit sehr abhold zeigte. Das Baron Brukenthalische Museum in Hermannstadt enthält neben einer reichhaltigen Bibliothek, in der wohl alle Transilvanica

---

leff). Sigerus hat auch 50 siebenbürgische Städtebilder zu einer eigenen Sammlung vereinigt („*Aus alter Zeit*“, derselbe Verlag). Eine in ihrer schlichten Darstellung ganz reizvolle Schilderung von Land und Leuten in Siebenbürgen hat Dr. Hermann Frhr. von Egloffstein in seinem Buch „*Wanderungen*“ gegeben (Berlin, Hermann Paetel, 1902). Durch seine Beziehungen zum Weimarer Hof ist der Verfasser den Sachsen von vornherein kein Fremder gewesen; verdanken sie doch Weimar sehr viel Anregung und Förderung in betreff der evangelischen Krankenpflege. — Als Reisehandbuch für Siebenbürgen kommt in erster Linie die fleißige Arbeit von Bielz in Betracht, neu herausgegeben von Sigerus (Hermannstadt, W. Krafft).

zu finden sind, und einer Münzsammlung, die jeder Fachmann kennen muß, wenn er sich für Siebenbürgen interessiert, eine Sammlung von Gemälden, in der zwar auch viel Minderwertiges aufgestapelt ist, die den Besucher aber doch einigermaßen bekannt macht mit den künstlerischen Persönlichkeiten des Sachsenlandes.\*) Es wäre zu wünschen, daß sie sich in Zukunft ausschließlich nach dieser Richtung entwickelt. Bei fachmännischer Beratung kann sie erstklassige Arbeiten leicht in ihren Besitz bringen, bevor die wenigen künftigen Meister sich in der Lage befinden, höhere Angebote zu bekommen und aus verzeihlichem Selbsterhaltungstrieb zu bevorzugen. Ein nennenswertes Mäcenatentum gibt es hier ohnehin nicht; so könnte diese Lücke fast mühelos ausgefüllt und der Mut zu künstlerischem Schaffen geweckt werden. Vorwürfe zu eigenartigster Kunstbetätigung bietet das Land und die bunte Völkerschar in Hülle und Fülle. Bilder von Arthur Coulin, Karl Ziegler, Robert Wellmann und Mieß könnten ganz gut auch in einer großen deutschen Kunststadt zu einer Sonderausstellung vereinigt werden, die nicht etwa nur unter dem Aushängeschild des „Nationalen“ Beachtung verdiente. So sähe man sie doch einmal vereint, die der Beruf meist an alle Ecken und Enden Europas verschlug, wo kaum jemand es ahnt, daß sie Kinder unseres Karpathenlandes sind. Und daß sie nicht nur als aufgebauerte Lokalgrößen der Beachtung würdig sind, beweist die Münchener Pinakothek, beweist die Berliner Nationalgalerie, das Ofenpester Nationalmuseum und manche andere, kleinere Galerie, die Bilder siebenbürgischen Ursprungs beherbergt. Wer ihnen nachgeht, findet sie auch in Jahresausstellungen an ehrenvollen Plätzen.

Den ersten stärkeren Impuls zu künstlerischer Regsamkeit in Siebenbürgen hat Karl Dörschlag in Hermannstadt gegeben, ein

---

\*) Eine Auswahl von Reproduktionen älterer Meisterwerke dieser Galerie, die zweifellos größtenteils als Geschenke aus der kaiserlichen Sammlung in den Besitz Brukenthal's gekommen sind, hat der Kustos der Gemäldesammlung, Professor Csaki, im Auftrag des Kuratoriums besorgt. Hermannstadt, J. Drotleff (1903).

Studiengenosse Paul Thumanns; aus Dörschlags solider Schule ist die jüngere Malergeneration Hermannstadts größtenteils hervorgegangen. Zum richtigen Spezialisten in siebenbürgisch-sächsischer Kunstgeschichte hat sich Dr. Viktor Roth in Mühlbach entwickelt.\*) Ernst Kühlbrandt pflügt in Kronstadt den ebenso jungfräulichen wie spröden Boden siebenbürgischer Kunstbegeisterung. Er hat mit Julius Groß, dem Rektor des Honterusgymnasiums, eine Monographie der Rosenauer Burg herausgegeben; ihm verdankt auch die evangelische Stadtpfarrkirche in Kronstadt ihre Lebensbeschreibung, im Volksmund als „schwarze Kirche“ bekannt, — der gewaltigste Monumentalbau in Siebenbürgen, dessen Ursprung uns ins 14., vielleicht gar ins 13. Jahrhundert zurückführt. Ihren Namen hat die „schwarze Kirche“ von dem furchtbaren Brande, der die Stadt im Jahre 1689 nahezu vollständig einäscherte. Seither ist sie so rauchgeschwärzt. Der machtvoll angelegte gotische Dom konnte leider nicht in den Mäßen ausgebaut werden, wie er geplant war. Es wurde nur ein Turm aufgesetzt statt zweier, und auch dieser eine ist bloß ein dürftiger Nothelf, drückt ganz empfindlich auf den kühn sich reckenden Unterbau. Ein Bild sächsischer Geschichte, auch der Tragik in ihr! Ansätze zu großem Wollen, und dann gehen die Mittel, geht der Atem aus; ein Idealismus von märchenhafter Reinheit — und die Hände gebunden, wenn es gilt, nun wirklich einmal mit aller Wucht Großes durchzusetzen.

Aber was nach außen nicht zur Entfaltung kommen kann, wird innerlich reicher gestaltet. Auch unsere „schwarze Kirche“ zeigt es; sie birgt eine Orgel, dergleichen es noch vor wenigen Jahrzehnten in der ganzen Doppelmonarchie nicht gab. Wenn am Reformationstag mit vollem Werk „Ein' feste Burg ist unser Gott“ gespielt wird, dann braust und dröhnt es durch die Hallen, als sollten die Toten vergangener Jahrhunderte, die dort unter den Steinfliesen gebettet sind, geweckt werden, daß sie bezeugen,

---

\*) Er ist der Verfasser einer „Geschichte der deutschen Baukunst in Siebenbürgen“ (Straßburg, 1905) und einer „Geschichte der deutschen Plastik in Siebenbürgen“ (Straßburg, 1906).

Korobi, Deutsche Vorposten im Karpathenland.

wie auch dies Geschlecht treu bleibt, „und wenn die Welt voll Teufel wär“, — wie es in seinem Glauben beharrt: „Das Wort sie sollen lassen stahn!“

\* \* \*

Eine eigene Musik sich zu schaffen, blieb den Sachsen ver= sagt. Bis auf einige Volkslieder neueren Datums (von Kirchner und Cassel), die der etwas schwerblütigen Art des Menschen= schlages so recht auf den Leib geschrieben sind, kann von einer musikalischen Literatur spezifisch sächsischer Färbung nicht die Rede sein. Aber gepflegt wird der Gesang überall mit hingebender Liebe. Die sächsischen Gesangvereine, die als Siebenbürgisch= Deutscher Sängerbund auch im Zusammenhang mit dem größeren musikalischen Deutschland stehen, wagen sich öfter auch an die schwierigsten Aufgaben heran. Selbst Richard Wagner ist vor ihnen nicht sicher, — und wer einmal in Hermannstadt bei einer „Tannhäuser“= oder „Lohengrin“=Aufführung dabei war, wird zugestehen, daß der Mut auch von sehr achtenswertem Können begleitet ist. Diese Menschen erleben ihren Wagner mit, und es ist ihnen allen eine heilige Aufgabe, durch die Tat zu beweisen, daß es auch „ihr“ Wagner sei. Er meinte doch auch, „das ganze Deutschland soll es sein“, für das seine Feuerseele schuf.

Es ist darum wohl kein Zufall, daß eine Sächsin, Ella Gmeiner, als Wagnerfängerin auf dem Weg über Weimar sich bis zur Höhe der Münchener Hofoper emporshawang. Der Name ihrer schneller berühmt gewordenen Schwester, Lula Mysz=Gmeiner, ist jedem Berliner Konzertbesucher schon längst geläufig. Die Geigenvirtuosin Irene von Brennerberg ist die dritte kunstübende „Landsmännin“, deren die Kronstädter sich mit Stolz rühmen, und dem Königlichen Schauspielhaus in Berlin gab die Stadt Säch= sisch=Keen eines seiner beliebtesten Mitglieder, Helene Wachner.

Es mag vielleicht kleinlich erscheinen, wenn so nach Chronisten= art die Kinder des sächsischen Volkes reklamiert werden, die fern von der Heimat es zu etwas gebracht haben. Aber gerade weil dies Volk der Mutter Germania gegenüber stets der empfangende Teil ist, muß ihm auch vergönnt sein, es bescheiden in Erinnerung zu rufen, wo es einmal auch selbst etwas gab.

\* \* \*

In engere Fühlung mit dem Mutterland wird das sächsische Volk naturgemäß durch die Wissenschaft gebracht. Aber da es unter den Sachsen keinen eigenen Gelehrtenstand gibt, weil sie keine deutsche Hochschule besitzen, — der deutschen Rechtsakademie in Hermannstadt wurde sehr bald der Lebensfaden abgeschnitten, — so muß alle wissenschaftliche Arbeit nur sehr im „Nebenamt“ geleistet werden. Und da die geistig hervorragenden Arbeiter sich hier auch dem nervenerregenden Dienste im öffentlichen Leben am allerwenigsten entziehen können und ihre Berufstätigkeit nicht eben eine „gewinnbringende Beschäftigung“ genannt werden kann, also der Nebenerwerb für die nackte Notdurft des Augenblicks den kleinen Rest freier Zeit mit Beschlag belegt, so kann man sich denken, mit welcher unsäglichen Schwierigkeiten der Mann der Wissenschaft dort zu kämpfen hat, wenn er seinen Neigungen nachgehen will. In seiner Studierstube, die so bedrängt ist vom Lärm der Straße und von der Not des Tages, ist auch ein deutsches Martyrium, das auf der Familie und ihrem Erhalter nicht leichter lastet, weil es nur in der Stille des Hauses getragen wird.

Und doch kann dem sächsischen Volk gerade diese Kategorie von Pflichten, die ihm aus seiner eigentümlichen geschichtlichen und kulturellen Stellung erwachsen, niemand auf der Welt abnehmen. Es erfüllt sie auch recht und schlecht und beschränkt sich nicht etwa bloß auf Kärnerarbeit. Ein Ganzes in seiner Art ist des älteren und jüngeren Teutsch schon erwähnte „Geschichte der Siebenbürger Sachsen“.\*) „Für das sächsische Volk“ geschrieben, ist sie doch ein Teil deutscher Geschichte, und wer diese erschöpfend darstellen will, kann an dem sächsischen Werk sowenig achtlos vorbeigehen wie der deutsche Sprachforscher am

---

\*) Als Quellenwerke seien hier genannt: Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen (3 Bände, herausgegeben von Franz Josef Zimmermann, Karl Werner und Georg Eduard Müller); Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen (4 Bände), herausgegeben auf Kosten der Stadt Kronstadt; Quellenbuch zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von Robert Csallner (für den Handgebrauch). Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen hat Friedrich Teutsch herausgegeben (Kehrbach, Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. VI u. XIII)

„Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch“, dessen Ausgabe nach jahrzehntelanger Vorbereitung der Ausschuß des Vereins für siebenbürgische Landeskunde in neuester Zeit begonnen hat.\*) Mit ähnlicher Gründlichkeit ist hier der Sprachschatz der Siebenbürger Sachsen gesammelt und verarbeitet worden, wie sie — auf größere Verhältnisse angewendet — dem Laien etwa im „Deutschen Wörterbuch“ der Brüder Grimm bekannt ist. Auch das siebenbürgische Wörterbuch ist durchaus nicht nur für engere Fachkreise berechnet.

\* \* \*

Über die genauere Herkunft der „Sachsen“ lesen wir im Vorwort zum „Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch“: „Woher die Einwanderer gekommen sind, darüber schweigen alle äußeren Beurfundungen. Denn die über sie einigemal in päpstlichen Urkunden gebrauchte Bezeichnung ‚Flandrenses‘ unterliegt zu sehr dem Verdacht, allgemeiner Kolonistennamen zu sein, und ebenso hat wohl auch der urkundliche Name ‚Saxones‘, der nur spät und nur auf dem Umwege des siebenbürgischen Staatsrechts zur ethnischen Selbstbezeichnung des deutschen Volksstammes in Siebenbürgen geworden ist, für diesen ursprünglich einen sozial-politischen und nicht ethnischen Inhalt gehabt. Der Name ‚Saxones‘ haftet ursprünglich an den deutschen Bergwerkkolonien in Ungarn

---

\*) Die erste Lieferung, vom Hermannstädter Stadtpfarrer Dr. Adolf Schullerus bearbeitet, erschien 1908. Verlag von Karl J. Trübner, Straßburg i. E. Druck von W. Krafft, Hermannstadt. Unter den bahnbrechenden Arbeitern auf diesem Gebiet ist in erster Linie der Bistritzer Gymnasialprofessor Dr. Gustav Kisch zu nennen. Er und Schullerus haben im Verein mit andern Fachgenossen die alte Heimat der Siebenbürger Sachsen in der Eifel- und Moselgegend als richtige Forschungsreisende abgegangen und haben sich, unterstützt von einem engen Kreise Gleichstrebender, in vieljähriger zäher und unermüdlicher Kleinarbeit um die Feststellung und Abgrenzung der sprachlichen Zusammenhänge mit dem deutschen Mutterland unvergängliche Dienste erworben. Die Frage ist dadurch nach langem unsicheren Tasten und Suchen der Vorgänger in ein völlig neues Licht gerückt worden.

bis tief ins Slowenische und Bosnische hinein, die ein feststehendes Selbstverwaltungsrecht ‚more saxonum‘ erhielten. Unter sie können wir auch die frühe zugrunde gegangenen deutschen Kolonien in den Nordbergwerken Siebenbürgens rechnen. Als in einem zweiten Kolonisationschub im zwölften Jahrhundert nun auch das Wald- und Weideland mit Deutschen besiedelt wurde, wurde der Name der Bergwerksiedler auch auf diese neuen Ankömmlinge übertragen und bezeichnete so jahrhundertlang, abwechselnd mit ‚hospites‘ oder ‚theutonici‘, die mit besonderen Freiheiten begabten deutschen Ansiedler in Siebenbürgen (und in der Zips). Mit der Ausbildung der ständischen Verfassung in Siebenbürgen verengerte sich der Inhalt des Wortes völlig zur Bezeichnung der Zugehörigkeit zur ‚Sächsischen Nation‘, d. i. zum Rechtsstand der auf dem ‚Königsboden‘ wohnenden und verwaltungspolitisch vereinigten Deutschen in Siebenbürgen. Die ‚sächsische Nation‘ umfaßte demnach nicht alle Deutschen in Siebenbürgen — die auf dem Komitatsboden Wohnenden (de ‚Ädel‘erder ‚Edel‘erder‘) blieben ausgeschlossen, und andererseits zählten sich auch die Einwohner der eingesprengten Szeklerdörfer zu den ‚Sachsen‘. Ethnisch aber fühlten und nannten sie (die Sachsen) sich und ihre Sprache allgemein als ‚deutsch‘ . . . Durch die Auflösung der ‚Sächsischen Nation‘ als politische Einheit (1876) wurde der Ausdruck ‚sächsisch‘, ‚Sachse‘ seines politischen Inhalts völlig entleert, dafür aber verstärkte sich der schon seit längerer Zeit darin mitklingende ethnische Nebensinn, und durch die tiefgehende nationale Erregung der letzten Menschenalter im Kampfe um die Erhaltung der eigenen Volkskultur volkstümlich gemacht, erhielt so der Name der ‚Siebenbürger Sachsen‘ den heute geltenden, genau umgrenzten Inhalt: ein Deutschtum mit den besonderen Kennzeichen der siebenbürgisch-ungarländischen Bodenständigkeit.“

Für die Annahme, daß die Bezeichnung „Sachsen“ aus dem lateinischen Sprachgebrauch der Urkunden ins Deutsche übergegangen ist, spricht auch sehr entschieden die eigentümliche Aussprache des Wortes „Sachsen“, „sächsisch“ in Siebenbürgen. Das anlautende s wird hier und auch nur in diesem deutschen Wort scharf gesprochen wie z. B. allgemein im Französischen (savon,

soir), genau so, wie der Siebenbürger Sachse das anlautende *s* auch in allen andern lateinischen Wörtern (auch durchwegs in den aus dem Lateinischen, nicht aber in den aus dem Griechischen stammenden Fremdwörtern) ausspricht, abweichend von der germanisierten lateinischen Aussprache, wie ich sie in den reichsdeutschen Gymnasien gefunden habe. Die Aussprache „Sachsen“, „sächsisch“ mit dem weichen, vokalischen *s*, wie sie in Deutschland gang und gäbe ist, kennt der Siebenbürger nicht, wohl aber im Wort „Siebenbürgen“ und in allen andern mit *s* beginnenden deutschen Wörtern.

Neu dürfte den meisten reichsdeutschen Lesern auch der Hinweis auf das altromanische Lehngut in der siebenbürgisch-sächsischen Mundart sein, mit dem sich Kisch eingehend beschäftigt hat.\*) „Daß wir es hier nicht etwa mit jüngeren Entlehnungen aus dem Rumänischen (die allerdings auch vorkommen), sondern mit altem Erbe von der Stammheimat her zu tun haben, lehrt nicht nur im einzelnen die Geschichte jedes Wortes, sondern die Tatsache, daß es ein Gemeinbesitz mit den Mundarten an der Mosel und an der Eifel und nur mit diesen ist. Ja gerade dieser reiche Anteil an diesem altromanischen Lehngut rückt die siebenbürgisch-sächsischen Mundarten unwidersprechlich nahe an die französische Sprachgrenze, wo nicht nur sprachliche Einwirkung leicht erklärlich erscheint, sondern wo von Nordlothringen bis hoch in die Eifel hinauf noch gegenwärtig die Dörfer völlig romanische Anlage zeigen und darauf hindeuten, daß einstmals hier romanisch-keltisches Blut ins Deutsche aufgegangen ist.“ \*\*)

Der Fremde, der den sächsischen Dialekt gar nicht kennt, darf sich freilich keine übertriebene Vorstellung machen von der Ausbreitung dieses romanischen Elementes in der sächsischen Mundart. Es handelt sich dabei oft um Wörter, die in irgendeiner Um-

---

\*) Über die Römerzeit in Siebenbürgen selbst vgl. die einschlägigen Arbeiten von Karl Goof und auch die Inauguraldissertation von Bruno Rappaport „Die Einfälle der Goten in das römische Reich bis auf Constantin“ (Leipzig, 1899).

\*\*\*) Schullerus a. a. O. S. XXXVI.

bildung sich auch ins Hochdeutsche eingebürgert haben, wie: „Grä, Winkel der gespreizten Beine“, „iwergräen, übergrätschen“, zu lat. gradus und ähnliches. Ins Sächsische könnte sich jeder andere Deutsche ebenso hineinlesen, wie der siebenbürgische Quartaner — ich spreche aus eigener angenehmer Erfahrung — ohne weitere Anleitung mit Fritz Reuter bald aufs beste vertraut wird, obwohl hier zwei deutsche Stämme in Frage kommen, die sich auf dem Umwege des Hochdeutschen viel näher berühren, als die beiden Mundarten unmittelbar.

Über die Eroberungen, die das Hochdeutsche in Siebenbürgen auf Kosten des Dialektes gemacht hat, gibt Schullerus auch manchen Aufschluß, der den reichsdeutschen Besucher und auch den genauen Kenner des Landes überraschen dürfte. „Deutsch“ („de tsch“) bezeichnet auf dem Dorf vielfach auch heute noch die Mundart — sprachgeschichtlich ganz korrekt, da sie ja überhaupt das ursprüngliche und nicht ein „verdorbenes“ Deutsch ist, wie das Kind aus dem Volke, das sich auf seine Bildung etwas zugute hält und sich über den Dialekt gern belustigt, auch in Deutschland gewöhnlich annimmt. Dort, wo „Deutsch“ noch als Bezeichnung der sächsischen Mundart verstanden wird, gilt die hochdeutsche Sprache als „mu<sup>e</sup>feresch“, „soldatisch“.\*) Sie ist bis vor kurzem unter den Sachsen „immer nur eine geschriebene, beziehungsweise gelesene, nicht auch gesprochene Sprache gewesen.“\*\*)

\*) „Mu<sup>e</sup>fer“ soll entstanden sein aus dem türkisch-magyarischen „Mazur“ d. h. Reitersoldat (bezeugt im 16. Jahrhundert), davon auch das heutige magyarische „mazur, zperlumpt“; im 16. Jahrhundert wird Mu<sup>e</sup>fer (Maser, Moser) von Castaldos zügellosen Truppen gebraucht, heißt erst später allgemein Soldat, war also „ursprünglich kein Kosenamen“ (Kisch).

\*\*\*) In dieser starken Verallgemeinerung geht der Verfasser vielleicht zu weit. Es bliebe nämlich bei dieser Annahme unaufgeklärt, warum sich das Sächsische nicht zur Schriftsprache entwickelte wie das Holländische. Die auch in früheren Jahrhunderten unter den Sachsen eingewurzelte Sitte, daß die Studierenden deutsche Hochschulen besuchen, muß auch auf die Konversationssprache der Sachsen früh einen gewissen Einfluß ausgeübt haben. Man geht wohl nicht fehl, wenn man die Stellung der Mundart unter den Sachsen vor der Mitte des 19. Jahrhunderts ver-

selligen Verkehr, in Familie, Handel der Siebenbürger Sachsen ist bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ausschließlich die Mundart verwendet worden. Erst mit dem österreichischen Beamtentum des Absolutismus und im Verkehr der höheren Gesellschaftsschichten mit dem Militär ist in städtischen Kreisen das Hochdeutschsprechen in Übung gekommen. Die Verhandlungssprache in den kirchlichen und weltlichen Behörden der Landgemeinden ist bis auf den heutigen Tag die Mundart (in den Städten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Schriftsprache). Ebenso ist Sachsen gegenüber die Verhandlung bei den sächsischen Gerichten bis zur Auflösung der sächsischen Munizipalverfassung (1876) in der Mundart geflossen . . . In der sächsischen Nationsuniversität wurde bei Gelegenheit des Klausenburger Landtages 1846/47 zum erstenmal nicht sächsisch, sondern hochdeutsch verhandelt. Ebenso ist die Kanzleisprache bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ausschließlich die Mundart gewesen . . . In eigenartiger Weise hat auch die Schule bis ins 19. Jahrhundert systematisch nur das Hochdeutschschreiben und -lesen, nicht aber das Hochdeutschsprechen geübt. Seit wann an den höheren Schulen die Unterrichtssprache hochdeutsch ist, kann nicht bestimmt werden, in den Landschulen erst seit dem 19. Jahrhundert. Die Schwierigkeit einer gesonderten Schrift- und Sprechsprache wurde durch Übung im Umsetzen aus der (gesprochenen) Mundart in die (geschriebene) Schriftsprache

---

gleich mit der Stellung, die das „Schwizerdütsch“ auch heute noch in vielen Berner und sonstigen Patrizierhäusern der Eidgenossenschaft einnimmt. Und wie hier vielfach bis in die Gegenwart das französische als „vornehme“ Sprache neben der deutschen Mundart gepflegt wird, so dürfte in den betreffenden Kreisen der Sachsen das Hochdeutsche neben das Sächsische getreten sein. Diese Annahme würde uns auch eine hinreichende Erklärung dafür geben, daß sich das Hochdeutsche in den sächsischen Städten im gesellschaftlichen Verkehr höheren Stils und im öffentlichen Leben so überraschend schnell einbürgerte, und zwar das wirkliche Hochdeutsch und nicht das österreichisch gefärbte, wie es der Absolutismus ins Land brachte. Mit deutschen Ausräcismen ist eigentlich nur das Deutsch des sächsischen Handelsstandes stärker gespickt, der seine lebhaften Beziehungen zu Wien unterhält.

und umgekehrt überwunden, d. h. es wurde das hochdeutsche Schriftbild mit mundartlicher Laut-, ja oft Wortsubstitution gelesen.“\*) So gab es hier eine Art deutscher „Extemporalien“, indem nach mundartlichem Diktat hochdeutsch geschrieben wurde, und Schullerus erzählt, daß er selbst in den Jahren 1873/74 in der Volksschule der Dorfgemeinde Schönberg Sächsisch=Lesen aus dem hochdeutschen Text des Neuen Testaments geübt habe.

In den sächsischen Städten — am meisten in Kronstadt — tritt die Mundart immer mehr zurück zugunsten des Hochdeutschen. Man mag das bedauern vom konservativ-sprachgeschichtlichen Standpunkt, zumal eine Beeinflussung der Mundart infolge des Vordringens der Schriftsprache nicht gehindert werden kann und so manches alte wertvolle Sprachgut verloren geht; aber einen nationalen Verlust kann ich in dem natürlichen Prozeß, wie er sich in den Städten vollzieht, nicht erblicken, solange die Mundart auf dem Land im täglichen Verkehr ihre Herrschaft unbeschränkt behauptet. Und das tut sie. Es ist gewiß, daß ein Volk aus dem Schutzhause der stammeseigentümlichen Sprache schwerer hinausgetrieben werden kann, als wenn sich seine Kultur bloß an die Kunstsprache anlehnt, die in diesem Falle das Hochdeutsche ist; aber ebenso gewiß ist es, daß die deutschen Stämme erst durch das gemeinsame Verständigungsmittel des Hochdeutschen äußerlich und auch innerlich zur Nation verbunden werden. Darum wurde doch auch dem Schmied dieser nationalen Einheit, dem Schöpfer der deutschen Bibel, ein Ehrenplatz in der Walkhalle des katholischen Bayerlandes eingeräumt. Als der deutsche Bauernsohn in der Wartburg an seiner Bibelübersetzung arbeitete, flocht er schon die starken Seile, die auch Siebenbürgens Deutsche für immer an „Deutschland“ fetten sollten. Was er begonnen, wurde im Zeitalter Schillers und Goethes vollendet; unter dem zwingenden Einfluß dieser Epoche, einem Einfluß, der dem üblichen Zeitmaß der kulturellen Wellenbewegung entsprechend erst ein Menschenalter später ins Karpathenland drang, rückte das sächsische Volk geistig der Nation noch merklich näher. Die absolute

---

\*) Schullerus a. a. O. S. XL, XLI.

österreichische Herrschaft in Siebenbürgen gegen Ende des achtzehnten und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist nur das Werkzeug gewesen, dessen sich der deutsche Gedanke auf seinem Siegeszug von Worms bis Weimar bediente. Der Siebenbürger Sachse dankt es aber deshalb dem deutschen Habsburg nicht weniger, daß es die Pforten der Ost- und Südostmark gegen jene Invasion gemeindeutschen Lebens nicht völlig absperren ließ, die den Völkern des Reiches allen nur zum Segen gereichte, ihnen nichts weniger brachte als eine „deutsche Gefahr“.

---

## Literarisches. — Deutsche Stammesart.

Zaghaft tritt der Chronist an seine Aufgabe heran, wenn er das Thema „sächsische Literatur“ im allgemeineren Sinn des Worts behandeln soll. Denn er ist sich dessen voll bewußt, daß alles, was auf diesem Feld in Siebenbürgen geschaffen wurde, nur für die Bedürfnisse eines engern Kreises zugeschnitten ist, auch nicht den Anspruch erhebt, als ein Gleichwertiges eingereiht zu werden unter die Werke derer, die von dem vollen Strom geistigen Lebens einer Nation getragen werden und so auch aus dem Vollen schöpfen können. Richtiges Verständnis für den relativen künstlerischen Wert dessen, was sächsische Schriftsteller auf schöngeistigem Gebiet ihrem Volk geboten haben, wird auch nur der aufbringen können, der Land und Leute aus eigener Anschauung schon kennt. Dann wird er an diese Erzeugnisse auch nicht den schonungslosen Maßstab legen, wie manche sächsische Kritiker selbst, die der Reputation ihres Volkes einen Dienst zu erweisen glauben, wenn sie bei Ausübung ihres Richteramtes für literarische Verfehlungen oder Mißgriffe oder auch nur Halbheiten dieselbe Schärfe des Urteils anwenden, als ob sie vom Tribunal der deutschen Gesamtliteratur Recht sprächen. Das ist unbillig, wenn auch das Streben nach unbestechlicher Selbstkritik anzuerkennen ist und sicherlich manchen seichten Dilettantismus im Keime ersticht, der da meint, es könne unter der Flagge der guten nationalen Absicht literarisch ungestraft gesündigt werden.

In dieser schwierigen Situation wollen wir uns im folgenden nach Möglichkeit darauf beschränken, die Gebiete zu nennen, auf denen sich sächsisches Literatentum mit mehr oder weniger Erfolg betätigte, und im Anschluß daran die bekanntesten Namen. Weitere

Aufschlüsse gibt das siebenbürgisch-deutsche Schriftstellerlexikon von Trausch, dessen zweiten Band Dr. F. Schuller im Jahre 1902 herausgegeben hat (Hermannstadt, W. Krafft).

Einige Proben sächsischer Lyrik, auch mundartliche mit beigefügter Übertragung ins Hochdeutsche, wurden in zwei andere Schriften des Verfassers vorliegenden Büchleins aufgenommen, deren eine in Ermangelung eines besseren den etwas umständlichen Titel führt: „Ungarische Rhapsodien, politische und minder politische“ (München, J. F. Lehmann, 1905); die andere ist die bereits erwähnte Jugendschrift („Siebenbürgen, Land und Leute“), bei deren Abfassung es der Gegenstand mit sich brachte, daß vieles auch an die Adresse des erwachsenen reichsdeutschen Lesers gerichtet war, weil die Gelegenheit, in zusammenhängender Darstellung vor diesem Publikum über die Sache zu sprechen, sich nicht zu oft ergibt. Wiederholungen wären bei der Gleichartigkeit des Zweckes solcher Zusammenstellung und bei der Knappheit des Raums, der hier zur Verfügung steht, kaum zu vermeiden und könnten nur zum falschen Schluß verleiten, daß das Material noch viel spärlicher sei, als es in Wirklichkeit ist. Vielleicht findet sich einmal ein Berufener dazu, dem deutschen Volk eine reichere Blütenlese des Besten zu bieten, was auf dem Boden siebenbürgisch-sächsischer Dichtkunst gewachsen ist. Es gäbe immerhin, auch wenn nur die Lyrik dabei in Betracht käme, einen ganz ansehnlichen Strauß frischer Feldblumen. Vielleicht entschließt sich Ferdinand Avenarius, in eine Neuausgabe seines klassisch zu nennenden „Hauschatzes deutscher Lyrik“ einige siebenbürgisch-sächsische Proben aufzunehmen; seinem Beispiele würden wohl auch die Herausgeber von Lesebüchern für die deutsche Schule nicht ungerne folgen. Damit wäre schon sehr viel geschehen, um dies Volkstum in den Bereich allgemeiner deutscher Kulturbetrachtung einzubeziehen.

Bei einer Auswahl sächsischer Gedichte dürften am allerwenigsten die mundartlichen übergangen werden. Es liegt in der Natur der Sache, daß hier die Eigenart sich am kräftigsten zu erkennen gibt. Da wäre an erster Stelle Viktor Kästner zu nennen (Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart, herausgegeben von

Adolf Schullerus), dann der fröhliche Thullner („Ous der Rößestuw“, „Bä der Kalefof“). Eitschel hat sich im Volksstück versucht, in neuerer Zeit auch Anna Schullerus, zum Teil in gewollter Anlehnung an deutsche Vorbilder (Fritz Reuter). Die Genannten haben überall im Volke Anklang gefunden.

Auch an den Schätzen magyarischer Dichtkunst sind die Sachsen nicht achtlos vorübergegangen; der Rechtsanwalt Heinrich Melas, von dem der Entwurf zu dem auch heute noch als politische Norm der Siebenbürger Sachsen geltenden „Volksprogramm“ (1890) stammt, hat Petöfi mit feinem Sprachgefühl ins Deutsche übertragen, der spätere Kronstädter Gymnasialdirektor Ludwig Korodi eine kleinere Auswahl von Gedichten des in Deutschland weniger bekannten Arany, des Urbildes magyarisches Volkshumors.\*)

Die hochdeutschen Gedichtsammlungen von Michael Albert, Friedrich Wilhelm Schuster und Regine Ziegler tragen auch meist den Stempel des Volkstümlichen. Die beiden ersten etwas klassizistisch, aber doch voll urwüchsiger Kraft, die letztere in neuem Stil. Sangbare Weisen dieser und anderer Dichter finden sich im „Sächsischen Volksliederbuch“ von Herfurth und Schiel. Nicht unerwähnt wollen wir hier lassen, daß der von einem Sachsen, Viktor Orendi-Hommenau, geleitete „Deutschungarische Volksfreund“ in Temesvar auch Proben bäuerlicher Poesie der Banater Schwaben bringt. Einen gewissen Wert erhalten sie als Symptome der politisch-nationalen Stimmung in Südungarn.

Auf dem Gebiete des Dramas fehlt es unter den Sachsen auch nicht an glücklichen Ansätzen, — natürlich auch an weniger glücklichen nicht; alle kommen sie nicht weit aus dem Bereich des Buchdramas heraus. Michael Albert, Fr. W. Schuster, Traugott Teutsch, Ernst Thullner, Malmer und J. Leonhardt sind

\*) Ludwig Korodi war auch — neben Heinrich Neugeboren — Mitherausgeber einer „Vierteljahrschrift für die Seelenlehre“, (Kronstadt, 1859—61). Das Unternehmen konnte sich freilich bei der geringen Zahl fachlicher Interessenten nicht lange behaupten. Vielleicht hat es aber auch etwas dazu beigetragen, daß sich im Lehrplan der sächsischen Gymnasien Psychologie und Logik als propädeutischer Unterricht für das Universitätsstudium erhalten hat.

hier zu nennen. Vorwiegend sind die geschichtlichen Stoffe, ebenso im Roman und in der novellistischen Skizze. (Traugott Teutsch: „Schwarzburg“, „Georg Hecht“, Michael Albert: „Altes und Neues“, Fr. W. Seraphin: „Die Einwanderer“, Oskar Wittstock: „Der sechste Tag“ und Heinrich Schuster, der seine Novellen im „Siebenbürgisch-deutschen Tageblatt“ veröffentlicht hat.) Ein kleiner Ausschnitt sächsischer Geschichte, zu einem künstlerischen Kabinettsstück wissenschaftlicher Arbeit ausgestaltet, ist Richard Schüllers „Theodor Fabini“. Auch die Schriften des unglücklichen, im Jahre 1848 standrechtlich erschossenen Stephan Ludwig Roth, von Franz Obert herausgegeben, haben nicht nur kulturhistorischen Wert. Sie sind auch in der Form ein scharfumrissenes Bild des Kolonistentypus, der hier materiell und geistig eine Welt für sich schuf.

Die Gestalt des Reformators der Siebenbürger Sachsen, Johannes Honterus,\*) führt uns Johannes Höchsmann vor, dem wir auch eine „Siebenbürgische Geschichte im Zeitalter der Reformation“ verdanken (abgedruckt im „Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde“; erster Teil: Hermannstadt 1908). Da diese wissenschaftlichen Arbeiten füglich auch Beiträge zur sächsischen Volkskunde im weiteren Sinn des Wortes sind, wurden sie in diesem Zusammenhang angeführt. Eine strenge Scheidung der verschiedenen Gebiete literarischen Schaffens unter den Sachsen läßt sich bei unserer gedrängten Zusammenstellung überhaupt schwer einhalten, weil die Dinge nicht nur räumlich enge beieinanderliegen, sondern auch innerlich in fortwährende Wechselbeziehungen zueinander treten. Das viel zitierte „unus sit populus“ des Andreanums ist eben auch für alle geistige Arbeit der Sachsen zu einer Wirklichkeit geworden, die sich fast in jedem

---

\*) Die Schriften Honterus (Honterus ist die spätere latinisierte, aber stärker eingebürgerte Namensform) hat Oskar Netoliczka herausgegeben. Vgl. desselben Verfassers „Johannes Honterus. Ein Gedenkbüchlein zur Feier seiner Geburt“ (Kronstadt 1898) und den Aufsatz über den Reformator von Dr. Eugen Lassel in der Festschrift „Aus der Zeit der Reformation“ (herausgegeben von Julius Groß, Kronstadt 1898).

Aufsatz, in jeder Rede, in jedem Werk siebenbürgisch-sächsischen Ursprungs förmlich mit Händen greifen läßt.

Wie das Leben des sächsischen Volkes mit dem der Nation in eins fließt, zeigen anschaulich die siebenbürgischen Sagen, gesammelt von Friedrich Müller, dem Amtsvorgänger des Bischofs Friedrich Teutsch. Müller, der spätere Doktor der Theologie, der einst in der Schäßburger Bürgergarde als Leutnant hinter den Barrikaden auf Wache gestanden hat, war Zeit seines Lebens einer jener nimmermüden Arbeiter des sächsischen Volkes, die „die Verteidigungswerke seiner Kirche nach innen ausbauen“. Er ist u. a. der Schöpfer der Frauenvereine, die im ganzen Sachsenland sich in den Dienst evangelischer Liebestätigkeit stellen. Aber seine umfassende Tätigkeit beschränkte sich nicht auf die Kirche allein und deren Geschichte. Seine statistischen, historischen, archäologischen, verfassungsgeschichtlichen Arbeiten in bunter und mannigfaltigster Reihe und zum Teil von richtunggebender Bedeutung finden wir in Schullers „Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen“ genau aufgezählt. Mancher Anregung, die von Stephan Ludwig Roth ausgegangen war, hat er — im Verein mit dem Superintendentialvikar Heinrich Wittstock — zum Leben verholfen; Roth verpflanzte die Begeisterung für das deutsche Turnen nach Siebenbürgen, — das mag ihn auch, nach deutscher Analogie früherer Zeiten, in den Geruch des „Demagogen“ gebracht haben! — Müller bürgerte das Turnen in seiner Vaterstadt Schäßburg ein\*); Roth hatte in seiner Schrift „An mein Volk“ (1843) den Vorschlag zur Herausgabe von „drei absonderlichen Zeitungen für siebenbürgisch-deutsche Landwirtschaft, Gewerbe-, Schul- und Kirchensachen“ gemacht, und Müller ist die Gründung der „Kirchlichen Blätter“ zu danken (1897), während der nachmalige Kronstädter Stadtpfarrer Dr. Franz Obert der Schöpfer des „Siebenbürgisch-sächsischen Lehrertags“, der Begründer des „Schul- und Kirchenboten“ wurde (1865). Als Organ des „Siebenbürgisch-

---

\*) Vgl. Gustav Lander, „Das Turnen unter den Sachsen in Siebenbürgen“ in Dr. Karl Eulers encyclopädischem Handbuch des gesamten Turnwesens. Wien und Leipzig 1896.

sächsischen Landwirtschaftsvereins" und der Raiffeisenschen Genossenschaften bestehen (seit 1873) die „Landwirtschaftlichen Blätter“.\*) Auch sie sind eine Erfüllung des Testamentes St. C. Roths, dessen prophetischer Geist auf jeglichem Feld sächsischen Lebens Jahrzehnte hinaus befruchtend wirkte. Seine Schrift „Der Sprachkampf in Siebenbürgen. Eine Beleuchtung des Woher und Wohin“ (1842), an die markige Sprache Luthers gemahnend, hat seinerzeit die Seele des sächsischen Volkes tief aufgewühlt und lieft sich heute noch wie eine politische Offenbarung.

\* \* \*

Das notwendig effektiſche Verfahren in dieser Darstellung zwingt uns öfter, als dem systematisch geschulten Leser lieb ist, den Faden wieder dort aufzunehmen, wo er unter dem Zwange der Ideenassoziation abgerissen werden mußte. So entrollt sich auch in dieser knappen Zusammenfassung der literarischen Erscheinungen ganz von selbst ein Bild des sächsischen Volkslebens, das in seinem Schrifttum den Charakter des Episodenhaften beim besten Willen nicht immer abstreifen kann.

Der Müllerschen Ausgabe sächsischer Sagen reiht sich würdig an die der siebenbürgisch-sächsischen Märchen. Josef Haltrich hat sie gesammelt und damit den monumentis Saxonum Transsilvanicis einen Stein eingefügt, ohne den das Gebäude sächsischer Volkskunde ein Corſo geblieben wäre. Zusammen mit Johann Wolff, dem bedeutendsten Vorarbeiter des „Wörterbuchs“, hat er auch Beiträge zur sächsischen Volkskunde im engeren Sinn herausgegeben, von denen man auch behaupten kann, daß sie in keiner deutschen Bibliothek fehlen dürften, wenn sie den Anspruch

---

\*) Der Mitherausgeber ihrer Unterhaltungsbeilage Oskar Wittſtock hat in seiner Kampfschrift „Grün oder Schwarz?“ (Hermannstadt, G. U. Seraphin, 1896) mit kräftigen Strichen ein Bild jener inneren Kämpfe entwickelt, die in den neunziger Jahren die Sachsen der schärferen nationalen und der opportunistischen Richtung entzweiten. Die führenden Blätter der „Grünen“ waren die „Kronstädter Zeitung“ und die „Bistriker Zeitung“, die der „Schwarzen“ das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“ und das „Kronstädter Tageblatt“.

darauf erhebt, ausreichendes Material für alle Zweige der Deutsche zu bieten. Hier wie in den Bildern aus dem sächsischen Bauernleben von Fronius tritt uns das sächsische Volk so entgegen, wie es sich in der Harmlosigkeit des häuslich-familiären, des dörflich-bürgerlichen, des geselligen Lebens gibt. Wer der Politik müde ist, die einem in diesem Land überallhin nachläuft, mag hier sein Bedürfnis nach Humor, nach zwanglosem Sichaussleben befriedigen, darf wieder beruhigt Atem holen nach dem Gehaste im politischen Getriebe dieser Atmosphäre.

\* \* \*

Im Sprichwort, im Märchen, in der Sage erscheint der Sachse als ein ruhiger Mann. „Jámbor szász“ („sanfter Sachse“) nennt ihn der Magyare. In dieser Ruhe liegt seine Kraft, die nicht verpufft in plötzlicher Aufwallung. Das Maß der Dinge liegt ihm im „Gesetz“. „Det Gesetz“ geht ihm über alles. Daher seine dynastische Treue, daher sein zähes Festhalten am Hergebrachten. Aber auch seine Schwäche hat hier seine Quelle. Sein Konservatismus bringt ihn einerseits leicht in die Gefahr der Verknöcherung herrschender politischer Anschauungen, andererseits macht sich zuweilen in sächsischen Kreisen eine gelinde Neigung zu selbstgefälligem Kulturdünkel bemerkbar, weil es in nächster Nähe an den höheren Maßstäben für die eigene Leistungsfähigkeit gewöhnlich fehlt. Frische Initiative im politischen Handeln geht dem Sachsen in der Regel ab; er stellt mit einer an Pedanterie grenzenden ängstlichen Genauigkeit seine unzulänglichen Kräfte in Rechnung, wenn es gilt, im heißen Kampf der Völker das Gewicht seiner Nationalität in die Wagschale der Entscheidung zu werfen. Die bösen Erfahrungen der Jahrhunderte, da er von aller Welt verlassen wurde, auch wenn sie ihm territorial oder national noch so nahe stand, haben ihn in tiefster Seele mißtrauisch gemacht, mehr als seiner Aktionslust und -freiheit dienlich ist. Darum liebt ihn auch niemand im Lande, weder der Rumäne noch der Magyare, noch auch — zurzeit — der Deutsche im übrigen Ungarn. Frostige Anerkennung seiner Tüchtigkeit, im besten Falle kalte Bewunderung ist das Äußerste, was ihm die Mitnationen entgegenbringen. Das

Rorobi, Deutsche Vorposten im Karpathenland.

7

ist seine Tragik, der er seine Vereinsamung verdankt. Ist es nicht das Geschick des Deutschen überhaupt? So finden wir auch hier ein Stück „Deutschland“ im guten wie im bösen. Daraus ergibt sich auch die psychologische Erklärung, warum der Deutsche in Siebenbürgen so aufjubelt, wenn der Deutsche von „draußen“ ihn in seiner Abgeschiedenheit aufsucht. Auf keinem Fleck der Erde wird das Dichterwort in seiner ganzen Innigkeit lebendiger: „Es gibt das Herz, das Blut sich zu erkennen“.

Bei allem angeborenen Fleiß kann der Sachse eine gewisse Schwerflüssigkeit dieses germanischen Blutes nicht verleugnen, die infolge gegebener physiologischer Vorbedingungen innerhalb der Volksfamilie noch potenziert erscheint. Eine Aufmischung durch andere deutsche Stämme könnte hier Wunder wirken. Wenn doch der Bevölkerungsüberschuß der Banater Schwaben in diese Gaue mobilisiert werden könnte! Das gäbe eine gute Mischung, einen neuen deutschen Volkscharakter, unwiderstehlich in der Beharrung und ausgreifend in der stillen Eroberung.

Die südungarischen Deutschen sind nämlich gar nicht die Schlafmützen, die man in ihnen vermuten könnte, wenn man des nationalen Dämmerdaseins gedenkt, dem sie etwa ein Jahrhundert lang ergeben waren. Sie sind eben darin bloß Deutsche schlechtweg. Weil ihre Geschichte nur viel jüngeren Datums ist, durfte auch ihr Erwachen nicht zu früh erwartet werden. Volkswirtschaftlich sind sie immer — auf Kosten der umwohnenden Völkerschaften — rege, ja angriffslustig gewesen; und je bewußter sie ihres nationalen Wesens sein werden, je mehr Landesgeschichte sie gemeinsam erleben und aus ihr lernen, desto gewisser wird sich jene stammesartige Disposition auch politisch umwerten. Sachsen und Schwaben, ihr Verhältnis zueinander, das fortschreitende Verständnis füreinander — das ist vorläufig das wichtigste Problem des deutschen Gedankens in Ungarn. Wenn es einem genialen Herrscher vergönnt ist, es zu lösen, oder wenn vielleicht die Gewalt geschichtlicher Ereignisse es einmal spielend erledigt, dann beginnt für Ungarn eine neue Epoche, dann werden die Deutschen dem Lande die Ruhe aufzwingen, an deren Mangel der ungarische Staat nicht weniger krankt als seine unduldsamen Herren.

Aber nicht auf jene Zufälle wartet das Deutschtum in Ungarn; sie würden den Gang natürlicher Entwicklung nur beschleunigen. Der Deutsche wird auch aus sich heraus die Kraft holen, die Mission zu erfüllen, die ihm im Karpathenland seit Stephan dem Heiligen bis auf Prinz Eugen und Josef II. geworden ist. Tausend Jahre lang war es sein Beruf, Ungarn mit Europa zu verbinden; er wird diesem Beruf nicht untreu werden in einer Zeit, der nach Freundes und Feindes Urtheil die wiedergefundene deutsche Nation die Signatur gegeben hat.

---

## Das Land und seine Zukunft.

„Rauschender Strom, brausender Wald, starrender Fels, mein Aufenthalt“ . . . Das Schubertsche Lied in seiner schlichten Größe findet die entsprechende Szenerie dort droben auf den uferlosen Waldgebirgen der Karpathen, in der großen Stille der Tal-schluchten drunten, wo die Donau in heroischem Ungestüm den Gebirgswall durchbricht. Wer hier stundenlang mit der Natur allein gewesen ist, fürchtet als ihr Freund nichts so sehr, als daß dies Land, obwohl seine Schönheiten auf eine ungleich größere Fläche verstreut sind als etwa in der Schweiz, eines Tages auch der „Fremdenkultur“ anheimfallen könnte, wenn einmal das nach Kilometern reisende sommerliche Nomadentum alle Modegegenden Europas abgegrast hat. Und wer zugleich ein Freund des Volkes ist, dem wir hier näher getreten sind, befindet sich in einem eigentümlichen Konflikt. Denn er muß wieder wünschen, daß der Zug nach diesem Osten — wenigstens unter den Deutschen — immer stärker werde. Ein Trost bleibt ihm unter allen Umständen: die Zahl derer, die es gelüstet, ein Land zu besuchen, um auch die Eigenart seiner Bewohner zu studieren, ist nie übermäßig groß gewesen, besonders wenn die Bewohner, auf die es hier ankommt, nur den Vorzug genießen, Deutsche zu sein. Aber die wenigen, die für solche Reize — des Landes und der Leute — empfänglich sind, möchte ich allerdings alle samt und sonders hinschicken, damit sie mit eigenen Augen sehen, was die Natur hier als Kunstwerk geleistet, was sie als nährenden Mutter zu leisten vermag, wie der Mensch sich hier eingelebt hat und ob es sich gar lohnte, daß andere den Versuch auch wagten, in dem Boden Wurzel zu fassen.

Der Eingeborene darf die Schönheit des Landes nicht zu laut rühmen, er ist zu sehr Partei. Auch ob es wohnlich genug ist, muß von einwandfreieren Zeugen entschieden werden; die Empfehlung wird manchem Zweifel begegnen, wenn sie von jener Seite ausgeht. Am zuverlässigsten ist der Fremde berichtet, wenn er selbst eine Refognoszierungsfahrt unternimmt. Vielleicht stimmt er dann dem bekannten deutschen Kolonisateur bei, der da meinte, seine Landsleute würden gewiß nicht brasilianischen Urwäldern zustreben, wenn sie einmal die wogenden Kornfelder Ungarns und Siebenbürgens gesehen hätten.

Man könnte nun freilich einwenden: warum wandern so viele Deutsche aus diesem Eldorado aus?

Ein Teil tut es wahrscheinlich nur, indem er dem germanischen Wandertrieb folgt. Aber ebenso gewiß ist, daß Tausenden von Deutschen des Karpathenlandes Armut und Elend den Wanderstab in die Hand drücken. Indes sind es meist nicht die besten Arbeiter, die irgendwo in der Ferne ein ungewisses Glück suchen. Unzählige möchten gerne von jenseits des Meeres zurückkehren zu den Fleischtöpfen Ägyptens, wenn sie nur die Mittel dazu hätten; Briefe der freiwillig Verbannten, die vor Auswanderung eindringlich warnen, bezeugen das oft und oft in den ungarländischen Zeitungen. Gerade volkswirtschaftlich steht Ungarn noch eine große Zukunft bevor. Es bedarf nur unverbrauchter Kräfte, die, ausgestattet mit den reichern wirtschaftlichen Erfahrungen des Mutterlandes, im Reiche der Stephanskronen die Traditionen früherer Jahrhunderte aufnehmen, damit das Wort Wilhelm Roschers in vollem Umfange wahr gemacht werde, daß Ungarn das berufenste Land deutscher Kolonisation in Europa ist.

Wie man kolonisiert, das braucht doch dem Deutschen nicht gesagt zu werden! In einer weltentrückten Gegend Siebenbürgens habe ich es an zwei deutschen Einsiedlern gesehen. Der eine war aus Württemberg, der andere aus dem Posenschen hierher verschlagen worden. Um einen Spottpreis hatten sie von armen Szeckler Bauern Land angekauft, das niemand bebauen mochte, weil es, versumpft und versandet, der Urbarmachung nicht wert schien. Die Deutschen hatten aber von ihren Altvordern gelernt,

wie man ein Land zur blühenden Kulturstätte macht, über das der römische Geschichtsschreiber urteilte, es sei unbegreiflich, wie Menschen in solch grauenhafter Gegend wohnen könnten. Das heutige Deutschland ist es, das allerdings im Laufe der Jahrhunderte durch die umbildende und schöpferische Kraft deutscher Arbeit ein wesentlich anderes Aussehen angenommen hat. Die beiden Männer in Siebenbürgen taten hier im Kleinen ein Gleiches wie einst die Nachfahren der Germanen aus der Zeit des Tacitus. Ihre Gehöfte im siebenbürgischen Neuland ragten aus der übrigen Wüstenei in wahrhaft strahlendem Glanze empor. Die Anwohner fanden bei ihnen guten Verdienst, lernten wohl auch manches von ihnen. Und der ungarische Staat gewann in den deutschen Eindringlingen auf den neugegründeten Herrnsitzen vorzügliche Steuerzahler. Wie wär's, wenn der Staat dies einträgliches Geschäft wieder im großen betriebe wie einst die Arpaden, die klug rechnenden Könige „aus szythischem Geblüt“? Beide Teile kämen dabei sehr wohl auf ihre Rechnung.

Ungarn fehlt es an kühn ausgreifendem Unternehmungsgeist, der die weitgesteckten Ziele mit Zähigkeit bis ans Ende verfolgt. Der moderne Deutsche, wie er in der straffen Zucht des von Preußen geführten neuen Reiches geworden ist, kann allein dem Karpathenland diese Gaben bringen. Man hat seit Jahren in ungarischen Regierungskreisen allerhand schöne Gedanken, wie der verarmenden Bevölkerung neue Daseinsmöglichkeiten geboten werden sollten. Industrieförderung von Staats wegen im allerreichsten Maß, Donauregulierung und in Verbindung damit Besiedelung, Fruchtbarmachung der neugewonnenen Landstriche — das sind die Schlagworte, die uns allen Ernstes ganz große Zukunftsbilder vor die Seele zaubern. Wenn es aber nicht Schlagworte bleiben sollen, so müssen Deutsche heran, die nach dem entzückenden Bilde der *fata Morgana*, wie sie den magyarischen Staatsmännern vorschwebt, Wirklichkeiten schaffen. Der Deutsche ist der geborene Schulmeister, vielleicht auch darum so unbeliebt, aber gewiß auch deshalb so brauchbar zu solider, aufbauender Arbeit. Nun, in Ungarn könnte er dieser Leidenschaft in reichstem Maße frönen, noch dazu um weniger kärglichen Lohn,

als dieser Beruf gewöhnlich einbringt. Lehrmeister, — besonders auch für die rationelle Technik der Arbeit, von der man in Ungarn auf allen Gebieten und in allen Schichten der Gesellschaft noch sehr wenig Ahnung hat, solche Männer, die hier als richtige Vorarbeiter in größerem Stile epochemachend wirken könnten, wären dem Lande so notwendig wie das tägliche Brot und würden auf alle seine Völker, die Deutschen Ungarns und Siebenbürgens nicht ausgeschlossen, erziehlich wirken. Das fremde Kapital, um das die ungarischen Minister heute in Paris, morgen in London und übermorgen wieder in Berlin werben, tut es allein nicht. Ohne Menschen, die inmitten einer aufstrebenden organisierten Nation gelernt haben, wie das tote Geld für Volk und Staat in dauernde Lebenswerte verwandelt wird, ist das Kapital ein fruchtbarer Regen, der auf Sandflächen niederrieselt. Gierig verschlingt der Boden das Naß, aber er weiß damit nichts anzufangen.

Die Auswanderung über See ist im Rückgang begriffen. Der Ausfall an Zwischendeckpassagieren, den die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd im Jahre 1908 erlitten haben, wird von Sachkundigen auf mindestens 300 000 Personen geschätzt, und der Ausfall an Betriebseinnahmen der beiden größten deutschen Schiffahrtsgesellschaften soll in diesem Jahre mit Abzug der eigenen Unkosten 28—30 Millionen Mark betragen. Irgendwo muß sich doch dies Kapital an Menschen und Geld stauen und früher oder später neue Abflüsse suchen. Seit etwa einem Jahrhundert ist es nicht mehr oder nur sehr wenig dem Lauf der Donau gefolgt. Deutsches Volks- und ungarisches Staatsinteresse fordern es, daß diese von Natur und Geschichte vorgezeichnete Straße wiedergefunden werde. Und sie wird gefunden, wird unfehlbar auch beschritten werden.



## Namenregister.

- Albert, Michael 93, 94.  
Andreas II., 34, 51.  
Balogh, Paul 58.  
Bielz 79.  
Bisritz 38, 48, 74, 96.  
Brennerberg, Irene v. 82.  
Broos 48.  
Brunkenthal, Frh. v. 79, 80.  
Buchholzer, Ernst 37.  
Bukarest 63.  
Coulin 80.  
Czafi 80.  
Csallner 83.  
Deak, Franz 27, 51.  
Dörschlag, Karl 80.  
Egloffstein, Hermann Frh. v. 79.  
Elisabethstadt 48, 49.  
Eötvös, Baron 51.  
Fronius 97.  
Geisa II., 33, 51.  
Geiser, Alfred 26.  
Gmeiner, Ella 82.  
Gooff, Karl 86.  
Graßl 51.  
Groß, Julius 81, 94.  
Groß-Kifinda 48.  
Gündisch, Guido 29.  
Haltrich 96.  
Herfurth 93.  
Hermannstadt 38, 48, 49, 62, 74, 81.  
Höchsmann 94.  
Honterus 35, 46, 94.  
Kästner, Viktor 92.  
Kisch, Gustav 84, 87.  
Klausenburg 88.  
Korn, Arthur 68.  
Korodi, Ludwig 93.  
Kossuth, Ludwig 26, 52, 71.  
Kronstadt 5, 6, 38, 47, 62, 74, 81,  
83, 89, 96.  
Kühlbrandt 91.  
Lander 95.  
Langhans, Paul 26, 39.  
Laffel, Eugen 94.  
Leonhardt 93.  
Litschel 93.  
Malmer 93.  
Maria Theresia 79.  
Marienburg 6.  
Mediasch 38, 48.  
Melas 93.  
Mieß 80.  
Mühlbach 38, 48.  
Müller, Friedrich 95, 96.  
Müller, Georg Eduard 83.  
Müller-Guttenbrunn 52.  
Myß-Gmeiner, Lula 82.  
Netoliczka, Oskar 44, 94.  
Neugeboren, Heinrich 93.  
Nußbach 5.  
Obert, Franz 94, 95.  
Odenburg 16, 53, 64.

- Ofenpest 53, 61 ff., 73, 80.  
Orendi-Hommenau 93.  
Prestburg 17, 64.  
Rappaport 86.  
Reimesch 39.  
Reps 7.  
Rogge, Hofprediger 78.  
Rosenau 7, 81.  
Roth, St. L. 7, 94 ff.  
Roth, Viktor 81.  
Sächsisch-Reen 34, 38, 48.  
Schiel, Friedrich 93.  
Schuller, Friedrich 92, 95.  
Schuller, Richard 94.  
Schullerus, Adolf 84 ff., 93.  
Schullerus, Anna 93.  
Schultzeiß, Franz Guntram 61, 62.  
Schuster, fr. W. 93.  
Schuster, Heinrich 94.  
Seraphin, fr. W. 94.  
Sigerus 78, 79.  
Steinacker, Edmund 10, 52.  
Steinacker, Harold 52.  
Szechenyi, Graf 51.  
Temesvar 30, 93.  
Teutsch, Friedrich 34, 35, 83.  
Teutsch, Georg Daniel 34, 74, 78, 83.  
Teutsch, Traugott 93, 94.  
Thullner 93.  
Tisza, Koloman 34.  
Trausch 92.  
Tribuna (Urad) 39.  
Wachner, Helene 82.  
Wellmann, Robert 80.  
Werner 83.  
Werschetz 30.  
Wittstock, Heinrich 95.  
Wittstock, Oskar 94, 96.  
Wolff, Hans 44.  
Wolff, Johann 96.  
Wolff, Karl 48.  
Ziegler, Karl 80.  
Ziegler, Regine 93.  
Zimmermann 83.

## Sachregister.

(Abkürzungen: d. = deutsch; s.-s. = siebenbürgisch-sächsisch; S. S. = Siebenbürger Sachsen.)

- Armeesprache 55, 56.  
Auswanderung 101, 103.  
Banater Schwaben 2, 8, 16, 17, 25,  
29, 53, 54, 58, 98.  
Bauern, d., in Ungarn u. S. 2, 6, 17,  
25, 53, 97.  
Baukunst in S. 81.  
Bischofswahl in S. 43.  
Bistriker Zeitung 96.  
Briefgeheimnis 30, 31.  
Dalmatien, staatsrechtl. Stellung 28.  
Deutsche Erde s. Langhans im Namen-  
register.  
Deutschen in S., Zahl der 13.  
Deutschen in Ungarn, Zahl der 11,  
16, 17, 60, 73.  
Deutschen in Ungarn, Erwachen des  
Nationalbewußtseins unter den  
53, 98.  
(s. auch Banater Schwaben.)  
Deutschungarischer Volksfreund  
(Temesvar) 30, 93.

- Dichtkunst, f.-f. 92 ff.  
Dichtkunst, magyarische 93.  
Einwanderung, deutsche 50, 51.  
(f. auch Kolonisation.)  
Freibrief, Goldener 33, 50.  
Geldinstitute 47 ff.  
Geschichte der S. S. 83.  
Gewerbe, sächsisches 47.  
Großdeutsch 22 ff.  
„Grünen“, die 96.  
Gymnasien und Realschulen in S.  
38, 44.  
Handel 47.  
Hienzen 8, 58.  
(f. auch Ödenburg, Preßburg im  
Namenregister.)  
Industrie 8, 89, 102, 103.  
Juden 39, 40, 64, 65, 73.  
Kapital, reichsdeutsches 49, 102, 103.  
Kirche 33 ff., 39, 40.  
Kirche, „Schwarze“, in Kronstadt 81.  
Kirchenkastelle 78, 79.  
Kolonisation 2, 7, 8, 85 ff., 100 ff.  
(f. auch Einwanderung.)  
Königsboden 34, 85.  
Kroaten 28, 56, 60.  
Kronstädter Zeitung 96.  
Kunst, Pflege der, bei den S. S. 79 ff.  
Landwirtschaft 2, 5, 49, 96, 101, 102.  
Lehrergehälter 29.  
Lehrer f. Schule, Gymnasien.  
Magyaren, Charakter der 31, 68 ff.  
Magyaren, Zahl der 60.  
Magyarischer Sprachunterricht 29,  
39 ff., 52 ff.  
Maler, f.-f. 80.  
Märchen, f.-f. 96.  
Mongolen 50, 53.  
Musik (Gesang) 82, 93.  
Nationalitätengesetz 54 ff.  
Nationalstaat, magyarischer 26.  
(f. auch Staatsidee, ung.)  
Nation, ung., u. Nationalitäten 54 ff.  
Nordungarn 8, 17, 25, 26, 58.  
Ortsnamen 5, 54, 61, 62.  
Parteien, reichsdeutsche, und nat.  
Schutzverbände 21.  
Patriotismus 44.  
Pfandbriefe 47, 48.  
Pfarrhof, sächs. 74 ff.  
(f. auch Kirche, Reformation.)  
Plastik in S. 81.  
Presse, Preßprozesse 27, 30 ff., 67,  
68, 93, 96.  
Raiffeisengenossenschaften 49, 96.  
Reformation in S. 35, 81, 89.  
(f. auch Honterus im Namen-  
register.)  
Regimentssprache 56.  
Reisehandbuch für S. 79.  
Rhapsodien, Ung., pol. u. minder  
politische 92.  
Rumänen 7, 34, 39 ff., 46, 53, 55,  
56, 60, 63, 68.  
Ruthenen 60.  
Sachsen, Charakter der S. S. 97.  
„Sachsen“, Name der 84 ff.  
„Sachsenland“, Wanderung im 2,  
5 ff., 74 ff., 79.  
Sagen, f.-f. 95, 96.  
Schriftstellerlexikon, f.-d. 92, 95.  
Schulbildung bei den verschiedenen  
Nationalitäten 58, 59.  
Schule, d. 17, 28 ff., 33 ff., 38, 51 ff.  
Schule, Innenleben der f.-f. 43, 44, 45  
Schule in Ofenpest 63.  
Schülerheime, f.-f. 42.  
Schulordnungen, f.-f. 83.

- Schutzverbände, nationale, im D. Reich 18 ff.  
„Schwarzen“, die 96.  
Serben 28, 31, 54, 56, 60.  
„Siebenbürgen, Land u. Leute“ 34, 92.  
Siebenb.-d. Tageblatt 59, 94, 96.  
Slowaken 3, 54, 56, 59, 60, 73.  
Soziales Verhältnis der Sachsen zu den Magyaren 13 ff.  
Sparkassen 47.  
Staatsidee, ung. 30 ff., 51 ff.  
Stiftungen, sächs. 42, 43.  
Studenten, sächs. 36, 37, 75.  
Südungarn, s. Banater Schwaben.  
Südungarischer Generalanzeiger (Werschetz) 30.  
Theater 63.  
Türken 50.  
Turnen 95.  
Ungarn u. Magyaren 9 ff., 54 ff.  
Universität, Sächs. Nations-, 28, 34, 88.  
Unterrichtssprache in den ungarländ. Schulen 57, 58.  
(s. auch Schule.)  
Vereine, Vereinstage, s.-s. 38, 77, 78, 82, 84, 94 ff.  
Volkszählung 9 ff., 60.  
(s. auch Deutsche, Magyaren u.)  
Westungarn 8, 16, 24, 29, 53, 64.  
Wörterbuch, s.-s. 84 ff.  
Zigeunermusik 68 ff.  
Zips 85.  
(s. auch Nordungarn.)



---

Setzmaschinenfabrik und Druck der Deutschen Buch- u.  
Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zoffen—Berlin SW. 11.

---

# Hermann Paetels Bucherei

herausgegeben von  
Hans Vollmer.

---

Den ersten Band dieser neuen volkstümlichen Bucherei, die sich die besondere, wenn auch nicht ausschließliche Pflege einer allgemeineren verständnisvollen Würdigung unserer Kolonien und des Deutschtums im Auslande überhaupt durch eine Reihe möglichst objektiv schildernder Darstellungen zur Aufgabe macht, begrüßt die „Nationale Correspondenz“ (VI, 98; 24. August 1908) mit folgenden Worten:

Der deutsche Gedanke in Einzeldarstellungen. Wenn wir die Absichten des Herausgebers und Verlegers der neuen Sammlung „Hermann Paetels Bucherei“, deren erster Band „Das Deutschtum in Südamerika“ vor kurzem erschienen ist, recht verstehen, so läßt sich der geistige Inhalt und der Zweck dieses buchhändlerischen Unternehmens in die Worte zusammenfassen, die wir an die Spitze dieser Anzeige setzten. Der Hamburger Gymnasialoberlehrer Lizentiat Hans Vollmer, der sich dem großen deutschen Lesepublikum schon durch die Sammlung desselben Verlags „Belehrende Unterhaltungsschriften für die deutsche Jugend“ auf das vorteilhafteste bekannt gemacht hat, sagt in der Einleitung zu diesem Bändchen, daß er mitsamt dem Verleger (Hermann Paetel, Berlin) sich hier vor allem „eine allgemeinere verständnisvolle Würdigung unserer Kolonien und des Deutschtums im Ausland überhaupt durch eine Reihe möglichst objektiv schildernder Darstellungen“ zur Aufgabe gesetzt hat. „Das Deutschtum in Südamerika“, von Kapitän Dr. W. Vallentin, macht einen guten Anfang dazu. Mit peinlicher, fast allzu peinlicher Genauigkeit führt uns der Verfasser Entwicklung und Stärke der einzelnen Siedlerarbeit in Südamerika vor. Trotz der großen, eng zusammengedrängten Fülle des Materials bekommt der Leser ein übersichtliches Bild dessen, was Südamerika in allen seinen Teilen uns ist, als Kolonisationsgebiet,

als wirtschaftliche Macht, in seinen politischen Beziehungen. Jeder Zeile merkt man es an: der Mann hat gesehen, was er uns erzählt, er ist heimisch geworden in dem fernen Erdteil und doch so innig verbunden geblieben seinem Volkstum. Wenn das Buch in einer nächsten Auflage noch ein genaues Sachregister erhält, wird es zum handlichsten und brauchbarsten Nachschlagewerk für den Deutschen, der sich rasch und sicher über südamerikanische Fragen unterrichten will, soweit sie uns etwas angehen.

Ein nächster Band soll, wie wir erfahren, das Deutschtum in Ungarn und Siebenbürgen behandeln, dessen Bedeutung, Stärke und Entwicklungsfähigkeit bei uns zu Lande noch immer viel zu wenig gewürdigt wird. Siebenbürgen für sich ist schon Gegenstand einer Einzeldarstellung in der erwähnten Jugendschriftensammlung gewesen. Der Band (auch mit 14 reizvollen Abbildungen ausgestattet, die uns mit Land und Leuten in Siebenbürgen bekannt machen) wurde schon von mehreren Jugendschriften-Ausschüssen in den betreffenden Verzeichnissen besonders empfohlen. Auch W. Capelles lebensvolle Schilderung der Befreiungskriege (Band 5) verdient rühmend hervorgehoben zu werden, gleichwie des Herausgebers, Vollmer, „Deutsch-französischer Krieg 1870/71“, ein wahres Kabinettstück von Geschichtserzählung für die reifere deutsche Jugend in der Gewandung eines reichen, zu dramatischer Gesamtwirkung verarbeiteten Quellenmaterials. Das schwierige Problem, die anspruchsvolle Jugend zugleich zu unterhalten und — nicht aufdringlich — zu belehren, nebenbei auch national zu erziehen, hat der Verfasser mit seltenem Geschick gelöst.

Alles in allem genommen, haben wir es hier mit zwei Sammlungen von Schriften zu tun, die alldeutsch im besten Sinne des Wortes genannt werden können und durch die Unbefangenheit und Sachlichkeit der Schreibweise berufen sind, die Ideen geläuterter deutscher Weltanschauung in recht weite Kreise zu tragen, auch in solche Kreise, die nur auf dem angenehmen Wege der Unterhaltung für den deutschen Gedanken in seinen tausendfachen Erscheinungsformen zu gewinnen sind, und die dafür zu erwärmen doch allen Berufenen heilige Lebensaufgabe sein muß.

Es erschien:

**Band 1: Dr. W. Vallentin, Das Deutschtum in Südamerika.**

112 S. 1,25 Mk.

**Band 2: Luz Korodi, Deutsche Vorposten im Karpathenland.**

In Vorbereitung unter anderm:

**Band 3: Dr. Paul Rohrbach, Deutsche Arbeit im Orient.**

In der  
**Sammlung**  
**belehrender Unterhaltungsschriften**  
**für die deutsche Jugend**

begründet und herausgegeben von Hans Vollmer erschien als

**Band 20**

**Luz Korodi. Siebenbürgen. Land u. Leute.**

Mit 14 Illustrationen und einer Karte.

VIII und 189 Seiten.

Gebunden Mk. 1.75

Inhalt: Vorwort. — Die alte Heimat. — Transilvania. — Siebenbürgen. — Die deutschen Ritter im Burzenland. — Mongolensturm. — Türkennot und innere Wirrnis. — Die Reformation im Sachsenlande. — Die Fürstenzeit. — Unter den Habsburgern. — Land und Leute. — Sächsische Selbsthilfe. — Aus dem Reiche der Volkstunde. — Siebenbürgisch-sächsische Dichtung. — Der Kampf der Gegenwart.

Ein köstliches Büchlein, in dem Belesenheit, eigene Erfahrung und Darstellungskraft einen erfolgreichen Dreibund geschlossen haben. . . . . Der Gelehrsamkeit des Autors hält ein angenehmes Erzählertalent, das mit hundert Anekdoten die Volksscharaktere zu beleuchten weiß, die Wage. (Der Tag.)

Die verdienstvollen Herausgeber dieser ausgezeichneten Sammlung konnten die Schilderung des Siebenbürger Landes wohl keiner besseren Feder anvertrauen, wie der Korodis; sie durften hier mit Recht nicht nur volle Kenntnis und Beherrschung des Stoffes erwarten, sondern auch den warmen Ton des Schriftstellers, dem es eine Freude bereitet, der Jugend Alld Deutschlands von seiner geliebten Heimat zu erzählen. (Allddeutsche Blätter.)

Das Buch wird den Zweck erfüllen, den sich der Verfasser, dieser tapfere Verteidiger gegen magyarische Vergewaltigung, gestellt hat: anderen seine schöne Heimat und deren wackere deutsche Bewohner näher zu führen, damit sie diese schätzen und lieben lernen.

(Deutsche Romanzeitung.)

# Eine gediegene Hausbibliothek

bei einem vierteljährl. Beitrag v. M. 4.50

erwirbt man als Mitglied des  
**Allgemeinen Vereins  
für Deutsche Literatur**

Neuerscheinungen 1908:

**Wilh. Kienzl.** Im Konzert. Von Tonwerken u.  
nachschaßenden Tonkünstlern empfang. Ein-  
drücke. 312 S. Pr. f. Nichtmitgl. geb. M. 6.50

**J. von Pflug-Harttung.** Splitter und Späne  
aus Geschichte und Gegenwart. 328 S. Mit  
10 Ill. Pr. für Nichtmitglieder geb. M. 6.50

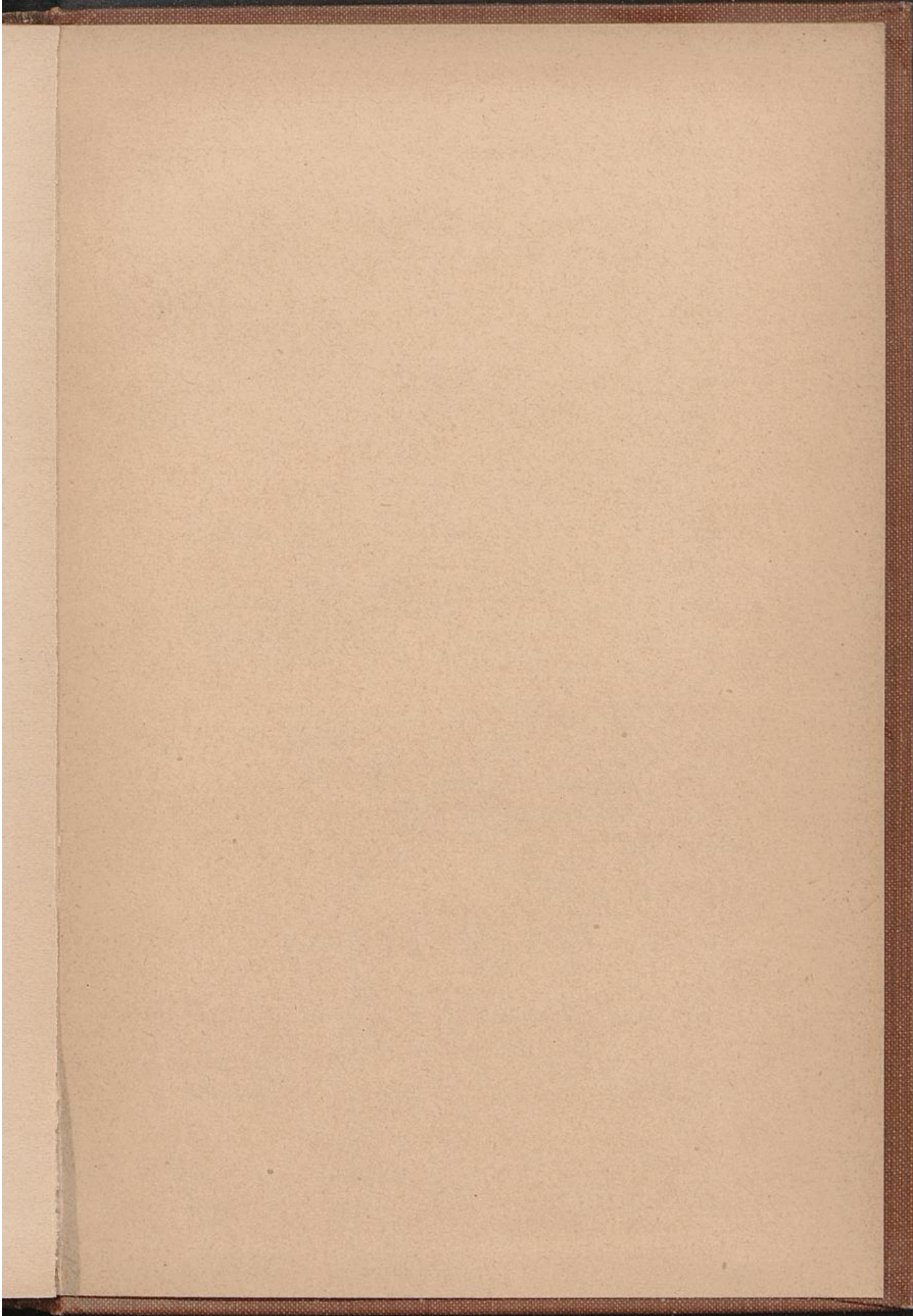
**W. Hörstel.** Die Napoleonsinseln Korsika und  
Elba. 346 Seiten. Mit 16 Illustrationen.  
Preis für Nichtmitglieder geb. M. 7.—

**Siegfried Genthe.** Samoa. Reiseschilderungen.  
Herausgegeben von Georg Wegener. 306 S.  
Preis für Nichtmitglieder geb. M. 6.50

**Ausführl. Prospekte gratis und franco!**

Vereinsmitglieder erhalten einen je-  
den Band für nur M. 4.50 (Aus-  
land M. 5.50). Man verlange die  
Satzungen mit Verzeichnis der bis-  
her erschienenen 150 Bände gratis!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie direkt vom  
**Allgemeinen Verein für Deutsche Literatur**  
Berlin SW. 68, Kochstraße 67





206\$04131266

Korodi, Deutsche Dorpotten im Karpathenland

I

1129